
11/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



**Soldat Schenke fragt:
Muß der Vorgesetzte in der Ausbildung pedantisch mit der Minute umgehen?**

**Unteroffizier Edelmann fragt:
Ich habe seit zwei Jahren keine Bestrafung. Habe ich da nicht ein Anrecht auf Nachsicht bei einem Vergehen?**

Oberst Richter antwortet



Ich weiß nicht, ob es bei Ihnen generell nicht so auf die Minute ankommt, oder ob Sie das bloß bei der Ausbildung gerne hätten. Wie dem aber auch sei, sicher ist, daß sich in keinem Lebens- und Tätigkeitsbereich die optimale Nutzung der Zeit so entscheidend auswirkt wie im Militärwesen.

„Zeit ist Geld", heißt ein von früher überkommenes Sprichwort. Es hat auch heute noch Gültigkeit, wenn wir als Geld gesellschaftlichen Reichtum und besseres Leben verstehen. Im Militärwesen jedoch ist Zeit vor allem Kampfwert. Eine verlorene Minute kann ein verlorenes Gefecht, kann verlorenes Leben sein! Zeit wird unter militärischen Bedingungen zu einer taktischen Potenz wie Marschgeschwindigkeit, Durchschlagskraft, Gipfelhöhe oder Manövrierfähigkeit.

Halten Sie sich doch einmal folgende Zahlen vor Augen: In einer Sekunde schießt ein Mot.-Schütze mit der MPi 7 Schuß, fährt ein Panzer 10 bis 15 Meter, fliegt ein Überschallflugzeug 550 bis 700 Meter, von der Geschwindigkeit der Raketen ganz zu schweigen. Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum im Militärwesen so oft die Stoppuhr regiert, alle taktischen Verrichtungen bis in ihre Bestandteile zerlegt und exerziermäßig geübt, ja gedrillt werden; warum ein Bestandteil des Wettbewerbs die Normen der Ausbildung sind.

Die berühmte militärische Pünktlichkeit fordert, jede Minute des Dienstes für den Dienst zu nutzen. Militärische Pünktlichkeit ist in Zeit umgesetzte Disziplin. Diese „Pedanterie", lieber Genosse Schenk, ist der Keim einer wichtigen Voraussetzung für den Sieg auf dem Gefechtsfeld. Sie erhöht die Wahrscheinlichkeit, dem Gegner in jeder Situation überlegen zu bleiben. Ich hoffe, Sie werden in dieser Beziehung genau so „pedantisch" wie Ihr Vorgesetzter.

Natürlich ist es richtig, stets zu differenzieren. Besonders auch in Erziehungsfragen. Aber Ihr Verstoß gegen das Alkoholverbot in unseren Objekten ist eindeutig. Das ist Ihnen sicher bekannt. Die Folgen bei Gefechtsalarm wären nicht auszudenken, wenn Alkoholdunst die Hirne vernebeln würde; wer da voll ist, der kann nicht voll da sein.

Da gibt es also nichts zu differenzieren. Weder in der Menge, noch in den Prozenten und auch nicht in den Motiven des ertappten Sünders. Höchstens im Steigerungsgrad der Konsequenzen: Streng, strenger, am strengsten!

Nun ist es allerdings sehr lobenswert, daß Sie zwei Jahre ohne Strafen „durchgestanden" haben. Als Argument zu Ihrer Rechtfertigung kann ich das allerdings nicht anerkennen. Dienstzeit ohne Bestrafung ist normal für die meisten Armeeangehörigen. Das ist also streng genommen erst der „Nullpunkt" auf der Waage Ihres Verhaltens. Gewissermaßen die politisch-moralische Vorgabe zu echtem Ruhm, den es allerdings noch zu erringen gilt. Ein tatsächlich guter Unteroffizier zeichnet sich nicht dadurch aus, daß er nur in bestimmten Situationen vorbildlich ist, sondern ständig und in jeder Beziehung.

Ihre gute zweijährige Bilanz ist deshalb auch noch kein Freibrief für Nachsicht oder etwa besondere „Privilegien eines Altgedienten". Das einzige Privileg, welches ich Ihnen über die gesetzlichen Rechte eines Unteroffiziers hinaus zubillige, ist, für Ihre unterstellten Genossen Vorbild und Bester im vollen Sinne des Wortes zu sein.

Dazu gehört allerdings auch mehr Mut zur ehrlichen Anerkennung eines Fehlers und mehr selbstkritische Bereitschaft zu seiner Überwindung. Wer das nicht einsieht, legt selbst den Grundstein zum nächsten Versagen. Ich bin überzeugt, daß Sie kein solcher Versager sind.

Ihr Oberst



Das 5. Rad



Vertrauen zueinander und der Wille zum Erfolg ließen Hauptmann Bahn (mit Helm), Leutnant Mattheß (im Druckanzug) und Leutnant Müller alle Schwierigkeiten überwinden.

Großer Bahnhof. Diesmal für den Kommandeur. Er bildet nicht nur seine Offiziere aus, auch er selbst muß weiter trainieren und fliegen.



am Wagen

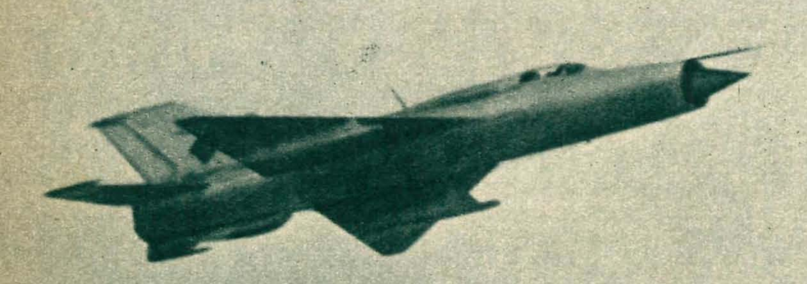


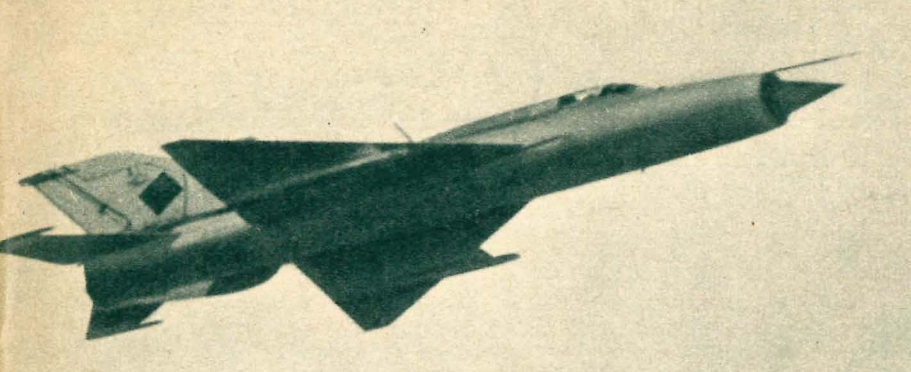


Der Absolvent einer militärischen Fliegerschule erwirbt in vierjährigem Studium die fliegerischen und technischen Fähigkeiten eines Flugzeugführer-Ingenieurs. Auf ihnen baut die im Truppenteil folgende Spezialausbildung zum Kampfflieger auf. Erst die dort erreichten Ergebnisse entscheiden über seinen weiteren Einsatz. Es liegt in der Natur der Sache, daß einzelne Genossen diesen speziellen Anforderungen mitunter nicht gewachsen sind. Schulflugzeuge sind keine Kampfflugzeuge. So ist der junge Flugzeugführer nach seinem Studium doch wieder ein Anfänger. Nur kann er nicht, wie der Absolvent einer Kfz.-Fahrschule, ein „A" an die Heckscheibe kleben, so um rücksichtsvolles Entgegenkommen bittend. Der Gegner, dem er als Jagdflieger gegenübersteht, nimmt keine Rücksicht.

„Fünfte Kette – fünftes Rad am Wagen!"
Ärger klingt in den Worten von Hauptmann Bahn mit. Er verdirbt ihm die Freude an der neuen Aufgabe, nun junge Flugzeugführer ausbilden zu sollen, Absolventen der Fliegerschule.
Was ist der Grund? Hauptmann Bahn, seit fast zehn Jahren Jagdflieger, über lange Jahre erfolgreicher Kettenkommandeur, kennt sich aus in fliegerischen Dingen.
Man hat ihm von der Fliegerschule die Beurteilungen der Offiziere ausgehändigt. Sie nennen noch einige Mängel im Können der jungen Piloten, die ihre Eignung zum Kampfflieger in Frage stellen. Bahn weiß, es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Aber schlechte Flieger.
Gern hätte er einen dabei, dem er mehr zutrauen dürfte. Sein Beispiel würde den anderen helfen, schneller die Schwierigkeiten zu meistern. Die Zusammensetzung der anderen Ketten ist günstiger. Die Struktur einer Staffel kennt nur vier Ketten. Bahn aber führt die fünfte. Sie ist eine Ausnahme. Fünfte

Kette – fünftes Rad am Wagen? Er kommt von diesem Gedanken nicht los, auch wenn es den Vorgesetzten nicht paßt. Daß es aber so nicht bleiben soll, nimmt sich der ehemalige Schlosser aus dem Walzwerk Hettstedt vor. Auch wenn es schwer werden wird. Stolz auf die noch tintenfeuchten Patente, die sie als Flugzeugführer-Ingenieure ausweisen, melden sich bei ihm die Leutnante Müller und Mattheß. Ein Dritter verläßt die Kette bald wieder und wird erst viel später durch Leutnant Wohlfahrt, einen guten Flieger, ersetzt. Vom Ärger ihres Kommandeurs erfahren sie nichts. Die Genossen Müller und Mattheß wissen um ihre Schwächen, nennen sie ehrlich beim Namen.
Müller: „Die Abfanghöhe bei der Landung kann ich nicht richtig erfassen. Oft zitterten mir die Knie, wenn ich auf der Schule aus der Maschine stieg, so schlecht hatte ich aufgesetzt. Ich fühle mich unsicher. Darüber mache ich mir Gedanken. Es kann für mich zur Existenzfrage als Flieger werden."
Mattheß: „Jeden Kontrollflug mit einem Vorgesetzten habe ich verpatzt. Ich finde nicht die Kraft, mich zu beherrschen, bin aufgeregt und unsicher."
Alles das findet Hauptmann Bahn bestätigt, als er jeweils hinter den beiden Leutnanten in der doppelsitzigen MiG fliegt. Müllers Start ist gut. Während des Fluges gibt es an ihm nichts auszusetzen. Sicher steuert er das Flugzeug. Als sie jedoch das Fernfunkfeuer überfliegen und zur Landebahn hinabgleiten, muß der Hauptmann mehrere Male die Steuerung korrigieren. Auch bei einem zweiten Kontrollflug. Müller ist niedergeschlagen. Er schämt sich, daß er die Landung, die Krönung des Fluges, noch nicht sicher beherrscht.
Bei den nächsten Flugvorbereitungen geht Hauptmann Bahn mit Müller die Tätigkeiten des Flugzeugführers bei der Landung durch. An den Tagen, wenn die erste Staffel fliegt – alte und erfahrene Flugzeugführer –, stehen beide an der Start- und Landebahn. Das sind Landungen! Wie rohe Eier setzen die Piloten ihre Flugzeuge auf. Ohne jeden Vorwurf zeigt der Hauptmann dem Leutnant am Vorbild der anderen die eigenen Fehler. Müller faßt Vertrauen. Mit solch einem Lehrer wird er es schaffen.
Auch Leutnant Mattheß verliert seine Beklemmungen vor Vorgesetzten, die er an der Offiziersschule hatte, wenn er kontrolliert wurde. Des Hauptmanns Einfühlungsvermögen nimmt ihm von Tag zu Tag die Unsicherheit.
Noch steigt die Leistung der Kette nicht an. Genau betrachtet, tritt sie auf der Stelle. Bei den Flugdienstauswertungen erhält die Kette immer wieder Kritik. Harte Worte fallen auch in der Parteiversammlung. Doch nie erleben die jungen Leutnante, daß ihr Kommandeur aus der Haut fährt. Im Gegenteil, nach der Versammlung geht er mit ihnen ins Haus der Armee. Nach dem ersten Schluck Wein bietet einer der Jungen dem Hauptmann das Du an. Bahn lehnt ab. Er suche ein anderes Vertrauensverhältnis. So wie es unter Genossen üblich ist, die eine gemeinsame Kampf-





Das, was vom Boden aus so mühelos aussieht, ist harte Arbeit. Stunden, oft Tage zuvor, wird jede einzelne Phase des Fluges im Flugvorbereitungsraum theoretisch durchgearbeitet. Auch in der fünften Kette wird so „zweimal" geflogen – erst auf der Erde, dann in der Luft. Hier zeigt sich die Verantwortung des Kommandeurs am deutlichsten, er muß mögliche Fehler hier erkennen und korrigieren.

aufgabe zu erfüllen haben. In dem die Verantwortung des Kommandeurs geachtet wird wie die des einzelnen Kettenmitgliedes. Als Lehrer sei er bereit, alles dreimal zu erklären. Als Kommandeur müsse er aber auch von jedem einzelnen selbständiges Handeln fordern. Das verlange von ihm gleichermaßen, kameradschaftlich zu helfen. Keinem schmeckt deshalb der Wein sauer. Als sie sich trennen, ist die Voreiligkeit vom Beginn des Abends vergessen.
Hauptmann Bahn steht zu seinen Worten. Nicht nur im Dienst. Leutnant Müller ist verheiratet. Junge Eheleute erwarten ungeduldig die Erfüllung ihrer Wünsche. Seine



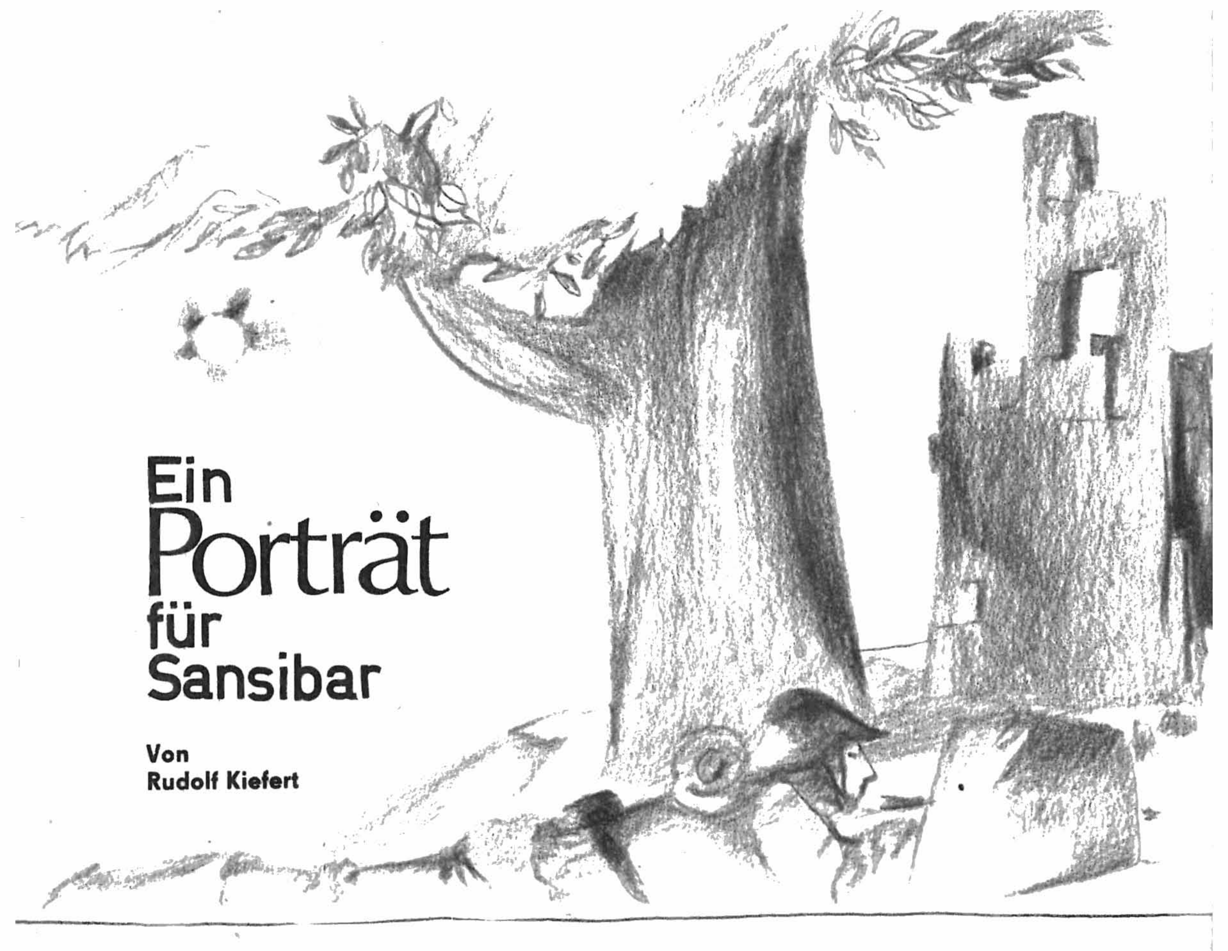


Frau wohnt im Erzgebirge zur Untermiete. Leutnant Müller hat Sorgen. Kann er seiner Frau helfen?
Bei Hauptmann Bahn findet er Verständnis und Rat. Auf dem Staffelfest spricht der Hauptmann mit Frau Müller. Er weckt bei ihr das Verständnis, als Frau eines Offiziers auch mal selbständig private Probleme zu lösen. Damit es ihrem Mann leichter fällt, das alte Fliegerwort zu erfüllen: Laß' die Sorgen auf der Erde!
Der strenge Winter setzt der fliegerischen Ausbildung Grenzen. Doch auch der längste Winter geht zu Ende, der des Jahres 70 nur sehr spät. So bringt der erste Flugdienst nicht die besten Zensuren.
Hauptmann Bahn verzichtet auf eigene Trainingsflüge und stellt seine Starts den jungen Offizieren zur Verfügung. Wie die anderen Angehörigen der Staffel, so fliegen auch sie sich auf der MiG frei.
Nach anstrengendem 24-Stunden-Dienst hat Hauptmann Bahn an diesem Tage dienstfrei. Trotzdem sehen Mattheß und Müller ihn an der Flugleitung stehen. Er ist der erste, der ihnen gratuliert, der ihre Leistung anerkennt. Doch er kritisert sie auch. Die Landung Müllers war noch immer nicht sicher.
Erneut beraten der Hauptmann und Leutnant Müller jede Einzelheit der Landung. Irritiert ihn etwa beim Schätzen der Flughöhe kurz vor dem Aufsetzen der Wechsel zwischen Rasen und Beton? Täuscht ihn die Lichtbrechung in der gewölbten Kabinenscheibe? Hauptmann Bahn erwirkt beim Staffelkommandeur einen weiteren Einweisungsflug. Den nutzt er dafür, Müller das nötige Sicherheitsgefühl bei der Landung zu geben.
Die Junisonne brennt heiß auf die Betonpiste. Leutnant Müller klettert heute allein in die Kabine. Der Überdruckanzug schnürt ihn ein, treibt ihm Schweiß auf die Stirn. Nach wenigen Minuten steigt er mit der Maschine in den Himmel. Er fliegt seinen Kurs und führt das Flugzeug sicher zum Platz zurück.
Über dem Fernfunkfeuer nimmt er das Codesignal wahr. Die entscheidenden letzten 35 Sekunden seines Fluges brechen an.
Geschwindigkeit, Höhe, Richtung zur Bahn? Wie hoch ist der Kraftstoffvorrat und damit das Gewicht des Flugzeuges? Nun den richtigen Blickwinkel! Er beugt den Kopf weit nach links . . .
Wie man eine Rechnung durchgeht, so hakt Müller in Gedanken jeden Posten seiner Tätigkeiten ab. „So hoch als möglich abfangen!“ Die Worte Hauptmann Bahns klingen ihm in den Ohren.
Müller zieht am Knüppel. Gras rast vorbei. Dann Beton. Nun ein sanfter Stoß. Er rollt!
Als Müller dem Hauptmann meldet, verliert Bahn nur wenige Worte. Dafür sprechen sie mehr über Müllers nächsten Start. Beide können ihre Freude nicht verbergen.
Wieder sitzt Hauptmann Bahn mit den anderen Fliegern unter dem bunten Sonnenschirm. Er wartet wie sie auf seinen Start. Ob er an den Vergleich denkt, den er vor Monaten zog? Längst ist die fünfte Kette im sozialistischen Wettbewerb der zweiten Staffel nicht mehr fünftes Rad am Wagen. Sie läuft an dritter Stelle.
Doch eins ist sicher: Sie würde dort noch nicht marschieren, hätte unsere Partei mit Hauptmann Bahn nicht einen Genossen erzogen, der gelernt hat, Schwierigkeiten zu meistern.
Wem hätte es genutzt, wenn einer der jungen Offiziere das Ziel als Jagdflieger nicht erreicht hätte? Die Grundausbildung eines Flugzeugführer-Ingenieurs ist ein Kapital, das man nicht leichtfertig verschleudert.
Die jetzigen Empfindungen des Hauptmanns sind seinen Worten über die Romantik des Fliegens zu entnehmen:
„Die Schönheit des Fluges erlebt man erst nach der Landung mit dem Gefühl, auch die komplizierteste Situation gemeistert zu haben.“

Major Ernst Gebauer

Sie sorgen dafür, daß es rollt, nicht nur die Räder des Fahrgestells – die Techniker und Warte, Funkorter und Flugsicherungsposten. Es ist das Anliegen von Hauptmann Bahn und der gesamten fünften Kette, kameradschaftlich mit diesen Genossen zusammenzuarbeiten. Auch außer Dienst kommt man zusammen, bemüht sich um Kenntnisse über des anderen Arbeit. „Das gibt Potenzen frei!“ meint der Hauptmann. Nur im verständnisvollen Miteinander „rollt“ der Flugdienst, und die Ziele des Wettbewerbs rücken näher. Trotz notwendiger Eile, Zeit für einen Plausch findet sich immer.





Ein Porträt für Sansibar

Von Rudolf Kiefert

Die Überreste der alten Burgruine lagen im Schatten einer mächtigen Buche. Dahinter standen noch andere Bäume. Sie spannten mit ihren Ästen, Zweigen und Blättern einen grünen Schleier über die wahllos umherliegenden Feldsteine. Die Steine waren nur grob oder überhaupt nicht bearbeitet. Einst hatten sie Wehrturm und Kreuzgewölbe getragen. Jetzt glitzerten sie nur auf, wenn die Sonne einen dünnen Strahl durch das Laubwerk schmuggeln konnte. Dann zitterte ein heller Lichtfleck auf den grauen oder erdfarbenen Steinen. Ein leichter Wind ließ den Fleck verschwinden und an einer anderen Stelle wieder auftauchen. Dieses Spiel dauerte an, so lange die Sonne schien. Der Himmel war wolkenlos, und der Wind hatte auch keine Mühe, die Blätter zu bewegen. So konnten die Blätter tanzen und der Sonnenstrahl auf dem Gestein umherwandern.

Jochen lag flach auf der Erde und bewunderte, wie durch den Wechsel des auffallenden Lichts die Steine Kontur und Farbe änderten. Hinter dem halb abgetragenen Gemäuer schallte es wider.

„Soldat Welscher!"

Das war Granig. Der Gruppenführer.

Welscher stützte sich langsam auf. Er erhob sich über die Steine. Sie lagen kalt und erstarrt unter ihm. Er setzte den Stahlhelm auf und legte das Koppel mit dem Sturmgepäck an. Dann schwang er die Maschinenpistole über die Schulter und trat müde aus dem Schatten der Bäume heraus. Hier war der Hügel kahl und das Gras von der Sonne ausgedörrt. Jochen zog die trockenen Lippen auseinander und setzte sich in Trab. Die anderen waren schon angetreten. Er reihte sich ein, und sie marschierten los. Den Berg hinunter. Ihre Stiefel waren grau vom Staub, und an den Augenlidern brannte der salzige Schweiß.

Die Sonne stand im Zenit. Der größte Teil des Weges lang noch vor ihnen. Sie überquerten die Landstraße und gingen dann nur noch querfeldein. Hier wuchsen keine Bäume mehr, und die struppigen Sträucher waren erbarmungslos der sengenden Hitze ausgesetzt. Schlimmer konnte es in Afrika auch nicht sein, dachte Jochen. Und wie oft waren sie schon über diesen hartgebrannten Lehmacker gestolpert. Den ganzen Monat über hatte es nur einmal geregnet. Da war der Boden glitschig gewesen, und sie hatten sich die Uniformen mit Lehm beschmiert. Es war eine Teufelsstrecke, die sich der Kompaniechef ausgesucht hatte. Und nur einen knappen Kilometer weiter nach rechts verlief parallel zu ihrer Marschroute eine feste, bequeme Chaussee. Eingefaßt von breitkronigen Lindenbäumen, die einen kühlen Schatten

warfen und bei Regen einen dichten Schirm über die Asphaltdecke spannten.
Sie marschierten weiter. In zwei Stunden würden sie den Fluß erreicht haben. An einer ausgedehnten Bodensenke, die von Kettenfahrzeugen aufgewühlt war, ließ Granig Halt machen. Für eine Zigarettenlänge. Dann marschierten sie wieder zwei Kilometer. Bis an einen mannstiefen Graben, der sich unübersehbar weit durch das Gelände schlängelte. Sie ließen sich in den Graben fallen und besetzten die Posten. Hier sollten sie mit den anderen Gruppen des Zuges zusammentreffen. Sie warteten, und Granig paßte auf, daß keiner einschlief. Aus der Richtung der Straße drang ein kurzes metallisches Geräusch durch das Unterholz bis in den Graben herüber. „Das war bestimmt Patzer", flüsterte Gefreiter Kobel.
Er war ein kleiner, aber stämmiger Bursche. Er atmete immer durch den Mund und mußte wegen des Staubes dauernd husten. Sie nannten ihn Staublunge. Er machte sich nichts daraus. Kobel war der Star des Kompaniechefs. Das wurde neidlos anerkannt. Kobel war vorbildlich in jeder Beziehung.
Er beugte sich zu Jochen hinüber: „Der hat sein Kochgeschirr natürlich absichtlich klappern lassen."
„Warum sollte er?"
„Na, warts mal ab. Der Patzer glaubt nämlich, ich brate hier in der Sonne, nur um dem Kompaniechef einen goldbraunen Anblick zu bieten."
„Und warum schindest du dich wirklich so?"
Kobel rückte noch dichter an Jochen heran, so als wollte er ihm ein Geheimnis ins Ohr flüstern.
„Mein Vater hat im Krieg beide Beine verloren. Ich hab sie noch und will sie auch behalten."
„So einfach ist das?"
„Ja, so einfach!"
Jochen sah Kobel an. Aber der hatte sich schon wieder abgewandt und blickte zur Straße hinüber.
„Und was hat Patzer damit zu tun?" fragte Jochen.
„Der wollte mir aus lauter Freundschaft Signal geben, daß der Alte in der Nähe ist." Der Alte, das war der Kompaniechef Hauptmann Stein. Für Jochen Welscher war Stein wirklich ein Stein. Ein ganz unbequemer Stein. Der ließ sich nicht übersehen, und den konnte man nicht in die Tasche stecken. Und überall rollte er sich ihm in den Weg. Jochen verfluchte ihn im stillen, aber er kam nicht um ihn herum.
Jochen Welscher hatte versucht, den Armeedienst zu umgehen. Nach dem Besuch der erweiterten Oberschule war er bemüht gewesen, einen Studienplatz an der Kunsthochschule zu erhalten. Er konnte überdurchschnittlich gut zeichnen und hatte ein ausgeprägtes Interesse für die bildende Kunst. Stets führte er einen Skizzenblock bei sich und war mit seinen Gedanken immer in Bildideen verstrickt, die er einmal verwirklichen wollte. Wenig später fand er den Einberufungsbefehl im Briefkasten.
So war Jochen Welscher zur Armee gekommen.
Die Soldaten der anderen Gruppen waren jetzt auch in den Graben gesprungen. Hauptmann Stein schritt die Posten ab und rief dann die Unteroffiziere und den Zugführer zusammen. Die zweite Gruppe verließ zuerst den Graben. Sie rannten in Richtung der Straße zurück und schlugen sich dann durch das Unterholz zum Fluß vor. Dort stieg nach zwanzig Minuten dichter Nebel auf. Im Graben legten die Soldaten die Schutzbekleidung an. Jochen zog sich widerwillig die Schutzmaske über den Kopf. Jetzt geht der Zauber wieder los, dachte er und bedachte Stein mit einem unausgesprochenen Fluch. Stein stand schräg hinter ihm. Sicher beobachtete er jede seiner Bewegungen und würde am liebsten schon wieder losplatzen. Welscher und Stein waren sich in den vergangenen sieben Monaten keinen Schritt näher gekommen. Vom ersten Tag an hatte Welscher seinen Unwillen gegen die neue Umwelt nicht zurückgehalten. Er war so aufgefallen, daß ein Hauptmann Stein das nicht übersehen konnte. Er durfte und wollte kein Verständnis für Welschers Gleichgültigkeit aufbringen. Von einem Jungen mit Abitur erwartete er zumindest den Willen zur Leistung. Alles weitere würde die Übung erbringen. Das wußte Stein, denn seine Ausdauer, die kannte er.
Stein blickte noch einmal den Graben entlang, dann sah er auf die Uhr. Er winkte mit der Hand, und der Zugführer gab das Signal zum Angriff. Die Soldaten sprangen aus dem Graben und liefen in gebückter Haltung auf die Nebelwand zu. Jochen spürte, wie ihm das Atmen schwerer wurde, wie ihn wieder das Gefühl ergriff, jeden Moment die Schutzmaske herunterreißen zu müssen. Er wußte, daß es Kobel, der neben ihm lief, genau so erging und all den anderen auch. Er fiel trotzdem immer weiter zurück. Als ihn die Tränengasschwaden einhüllten, blieb er stehen und atmete tief durch. Dann ging er im Schritt weiter. Hier konnte ihn niemand beobachten, auch Stein nicht.
Als der Nebel durchsichtig wurde, setzte er sich wieder in Trab, und dann sah er, daß er allein war. Die anderen waren schon weitermarschiert. Sie hatten einen guten Vorsprung, und sie trugen noch die Schutzbekleidung. Das war gegen die Gewohnheit. Sonst wurde immer gewartet, bis alle aus der Gaswolke raus waren. Jochen hätte sich am liebsten auf die Erde geworfen und alles sausen lassen. Aber da war Stein, der hinter dem Zug lief, der die Schutzmaske abstreifte und rief: „Im Laufschritt. Soldat Welscher!" Jochen schluckte alles herunter, was ihm der Zorn hochspülte und lief den anderen nach.
Als er den Zug erreichte, wurde der Gasbefehl aufgehoben.
„Wärst du jetzt nicht gelaufen, ich glaube, wir hätten dich in Stücke gerissen", raunte ihm Kobel zu und schüttete das Schweißwasser aus der Schutzmaske.
Vor ihnen plätscherte der Fluß. Er führte wenig Wasser, und an einigen Stellen konnte man bis auf den Grund sehen.

Hauptmann Stein ließ sie nicht an das Wasser heran. Er führte den Zug am Ufer entlang stromabwärts. Bald erblickten sie die Brücke. Sie trug die Straße über den Fluß. In Sichtweite der Brücke ließ der Zugführer halten. Der Fluß war hier angestaut, und das Wasser stand hoch und war schmutzig.

„Paßt mir auf die Kalaschnikows auf!" sagte Granig.

Dann stiegen sie in das kalte Wasser. Zuerst fühlte Jochen, wie die Abkühlung ihn angenehm erfrischte. Dann sackte der Grund immer tiefer. Die Uniform wurde starr wie ein Eispanzer, und Steine waren da unten, die rutschig waren und Löcher, in die man unerwartet abglitt. Und fünfhundert Meter weiter führte eine feste Brücke über den Fluß.

„Ein Irrsinn ist das", murrte Jochen. Er rutschte ab und tauchte mit der MPi unter. Hauptmann Stein stand bis zur Brust im Wasser. Er hatte den Vorfall gesehen. Er schwieg aber.

Am anderen Ufer wuchsen hohe Bäume. Sie warfen ihren Schatten auf einen saftig grünen Waldboden. Die Soldaten schüttelten an den klitschnassen Uniformen. Der Zugführer ließ antreten.

„Soldat Welscher schicken Sie noch heute zum Waffenreinigen!" sagte Stein. Er ließ den Zug an sich vorbei und entfernte sich dann zur Brücke rüber. Auf der Brücke stieg er in den P 3 und hatte den Zug bald überholt. Auf dem Weg zur Unterkunft traf er auf Oberleutnant Seelinger. Seelinger war Politstellvertreter in der Kompanie. Sie bewohnten zusammen ein Zimmer.

„Bist du ins Schwimmen geraten?" fragte Seelinger und machte sich an Steins Uniform die Hände naß.

„Ein bißchen schon. Der Künstler hat mich wieder geschafft. Er begreift absolut nichts. Hält alles für Schikane. Der muß seinen Kopf mit den Zivilsachen nach Hause geschickt haben."

Stein schloß die Tür auf, und sie betraten das Zimmer. Seelinger drehte am Schalter, aber das Licht flammte nicht auf. Er war verwundert, und dann mußte er unwillkürlich lächeln. Durch das Fenster fiel der matte Widerschein der Straßenlaternen.

„Was ist denn mit dem Licht los?" fragte Stein.

Er drehte auch noch mal am Schalter.

„Vielleicht hat sich nur die Birne gelockert", sagte Seelinger, „steig mal auf den Tisch. Du bist größer. Schiebst dir den Hocker noch unter."

Stein wehrte ab.

„Aber warum soll ich mich denn auf den wackligen Hocker stellen. Im Flur steht doch die Leiter."

„Mach nicht so ein Theater. Steig rauf!" drängte Seelinger.

Stein stieß gegen den Hocker und warf ihn um.

„Verdammt noch mal!" donnerte er ungehalten. Seelinger verbarg sein Lächeln in der Dunkelheit.

„Stell dir einmal vor, die Leiter stünde gar nicht da draußen", sagte er seelenruhig.

„Sie ist aber draußen."

Stein trat auf ihn zu. Sie standen sich dicht gegenüber.

„Willst du mir nicht erklären, warum wir die Leiter nicht reinholen?"

„Erklärst du dem Welscher auch, warum er ins Wasser springen soll, wenn fünfhundert Meter weiter eine Brücke über den Fluß führt?"

Stein blickte ihn erstaunt an, dann zornig.

„Sag mal, spinnst du?"

Er wandte sich ab und lief aufgescheucht im Zimmer umher. Dabei stieß er wieder an den Hocker und verschaffte sich ordentlich Luft dabei.

„Im Ernstfall hätte ich auch keine Zeit dazu. Das sind Befehle. Punktum!"

„Im Ernstfall hättest du aber auch keine Zeit, um den Soldaten Welscher auf all seinen geraden und ungeraden Wegen zu begleiten und ihm ständig die Marschrichtungszahl zu orten. Das müßte er dann allein können", erwiderte Seelinger.

Stein wollte wieder aufbrausen, aber Seelinger bremste ihn sofort.



„Entschuldige, wir sprechen noch darüber. Aber später. Ich muß noch in den Stab." Er wandte sich zur Tür.

„Und sieh mal nach der Sicherung. Vielleicht ist sie durchgebrannt."

Dann schritt er rasch den Gang hinunter. Die Luft hatte sich abgekühlt, und ein leichter Wind strich über die trockene Straße. Seelinger blieb einen Moment stehen und hielt sein Gesicht in den Wind. Dann lenkte er seine Schritte zur Waffenkammer. Auf dem Weg dahin dachte er über den Soldaten Welscher nach, und dabei kam ihm eine Idee, die er gut fand.

Welscher war gerade im Begriff, das Schloß aus der Maschinenpistole zu nehmen, als der Politstellvertreter an der Waffenkammer auftauchte.

„Ist Ihre MPi ins Wasser gefallen?" fragte Seelinger. „Sie hat ein bißchen Wasser geschluckt", antwortete Jochen. Er rieb den Stahl mit einem sauberen Läppchen ab. Seelinger lehnte sich ans Fensterbrett und beobachtete Jochen.

„Die Losung, die Sie für das Schulungsgebäude gemalt haben, hat Anklang gefunden. Der blaue Hintergrund gibt der Schrift eine gute Fernwirkung."

„Schrift ist nicht meine Stärke. Ich mach's nur, wenn's befohlen wird", entgegnete Jochen und fettete die Schloßführung ein.

„Und was ist denn Ihre Stärke?"

Seelinger hatte versucht, so ganz beiläufig zu fragen. Jochen wurde trotzdem sofort stutzig.

„Wie meinen Sie das, Genosse Oberleutnant?", fragte er. Er hatte das Schloß aus der Hand gelegt.

„Na, ich meine, auf künstlerischem Gebiet. Was liegt Ihnen da näher?"

Jochen hob das Schloß auf und setzte es in die Führung ein.

„Die Schrift ist mir zu beengt. Da ist jeder Buchstabe genormt. Die einzige Freiheit, die mir dabei bleibt, ist das richtige Auswägen der Flächen zwischen den Buchstaben. Ich meine, ihre Abstände voneinander. Und das läßt sich zur Not auch noch berechnen."

Seelinger rührte sich nicht. Überhaupt machte er den Eindruck, als hätte er unendlich viel Zeit.

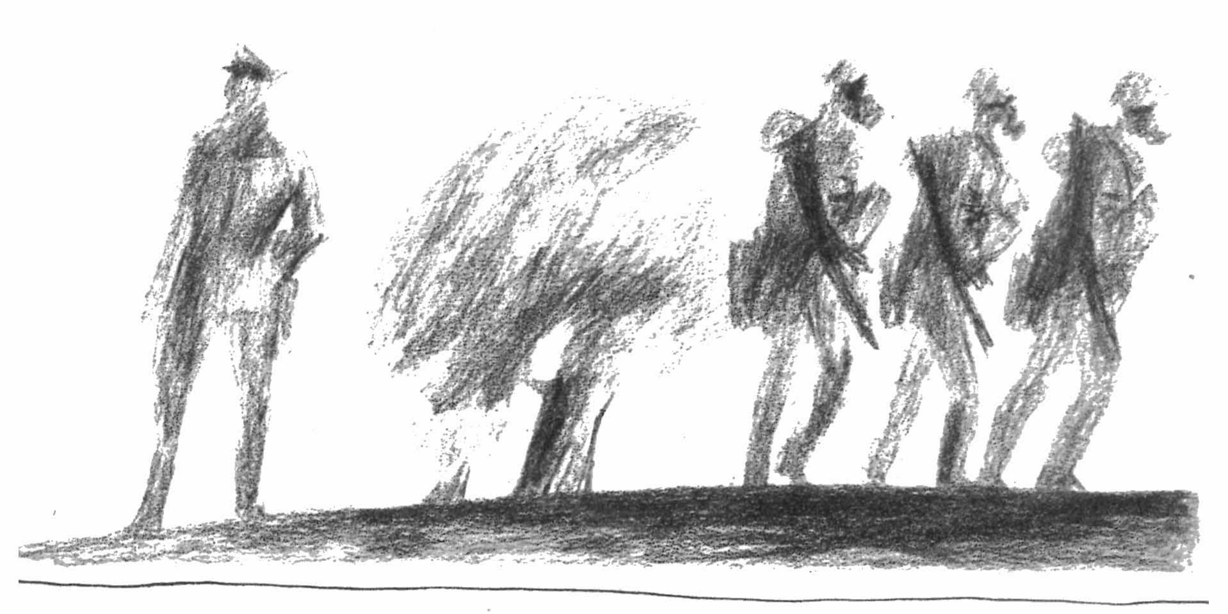
„Beim Malen und Zeichnen ist das ganz anders. Landschaften, Gesichter und Figuren, da muß man sich reinknien. Da ist jede Linie was Einmaliges. Etwas, was man selbst bestimmt und verantworten muß."

Jochen zog ein Stück Papier aus der Brusttasche und einen Bleistift. Er zeichnete mehrere horizontale Linien auf das Blatt. „Wenn ich hier beispielsweise eine flache Landschaft gestalte", er setzte eine dicke senkrechte Linie auf das Blatt, „und mitten in sie hinein einen hochaufragenden, einsam stehenden Baum stelle, so wird diese Stelle besonders hervorgehoben und wichtig im Bild. Wie etwa ein roter Punkt inmitten einer großen grünen Fläche. Und so wird jede Linie oder jeder Punkt, den ich auftrage, zu einem Urteil über den Gegenstand, den ich darstelle. Ich kann einen großen Menschen in meinem Bild klein machen, wenn ich ihn neben einen noch größeren stelle. Das hört sich vielleicht einfach an, aber es ist verdammt schwer, immer das Richtige herauszufinden."

Seelinger stellte sich noch bequemer hin. „Wie ist das aber bei einem Porträt?" fragte er, „da muß man wohl in den Menschen hineinkriechen, den man zeichnen will, was?" „So ungefähr ist das schon. Ein gutes und wahrhaftiges Porträt machen, das ist geistige und manuelle Filigranarbeit. Da darf nichts übersehen werden, da muß man gut beobachten und sich immer wieder ehrlich prüfen. Die kleinste Linie muß zum Ganzen passen. Eine Falte in der Stirn kann den ganzen Menschen verändern. Sie kann Sorge ausdrücken, Erstaunen, Zorn, Nachdenklichkeit oder nur das Alter bestimmen wollen. Immer wird ihr Ausdruck von der Gestaltung der übrigen Gesichtszüge abhängen."

„Wie bekommen Sie nun heraus, ob die bewußte Falte Sorge oder aber Zorn ausdrückt?"

„Ich muß den Menschen erkunden. Ihm sozusagen auf die Schliche kommen. Ich muß mir ganz einfach ein Bild von ihm machen!"



„Ob das dann auch immer richtig ist?" zweifelte Seelinger.
„Jeder versucht die Wahrheit herauszufinden. Der Künstler auch dann, wenn sie ihm unbequem ist. In der Beziehung kenne ich auch keine Verwandten. Aber es wird natürlich immer mein Bild von dem betreffenden Menschen sein."
Seelinger lachte.
„So wie Sie ihn sehen?"
Jochen lächelte auch. Eine starke Befriedigung erfüllte ihn.
Seelinger stieß sich von der Wand ab und verabschiedete sich. Plötzlich machte er noch einmal kehrt.
„Sie haben da in mir einen Gedanken geweckt, den muß ich noch loswerden", sagte er. Dann nahm er den Gehäusedeckel der Maschinenpistole auf und ölte ihn ein.
„Ich halte Sie ja schließlich von der Arbeit ab", sagte er erklärend. „Aber zu dem bewußten Gedanken. Ich kam eigentlich darauf, weil Sie ihm so unerhört ähnlich sind. So in den großen Gesichtszügen, ein wenig jünger sind Sie zwar, aber im Grundgerüst ... Was das Innere, die Psyche angeht, also da müßten Sie sich dann das bewußte Bild vom Menschen erarbeiten und der Sache eben auf den Grund gehen. Mit den Falten und so und wo sie herkommen. Sie wissen schon. Sind Sie einverstanden?"
Jochen blickte ihn entgeistert an.
„Aber was meinen Sie denn? Ich verstehe kein Wort."
Seelinger tat so, als würde ihn der blanke Gehäusedeckel in hellste Freude versetzen. „Ach richtig. Natürlich. Jetzt habe ich ja das Pferd am Schwanz aufgezäumt." Er wurde ernster.
„Hauptmann Stein hat noch in diesem Monat sein zehnjähriges Armeejubiläum. Das ist keine kleine Sache. Zehn Jahre lang, einhundertzwanzig Monate hat er das, was man schlechthin Privatleben nennt, einer Aufgabe geopfert, die ihm vorrangig erschien. Wissen Sie eigentlich, daß er verheiratet ist und daß seine Frau als Ärztin in Sansibar arbeitet? Schon zwei Jahre. Sie hat die heißen Tage schon bei uns gehaßt. Nun ist sie in Afrika. Und noch ein Jahr wird es dauern. Wir müßten ihm zu seinem Ehrentag ein Bild schenken, ein Porträt von ihm. Und freuen wird er sich auch darüber, schon daß sich ein anderer Mensch gründlich mit ihm beschäftigt hat. Nach einer Woche wird er das Bild seiner Frau nach Sansibar schicken. Und auch sie wird sich freuen über das Bild, und sie wird stärker sein in der verdammten Hitze. Und vor allem ..." Seelinger stoppte sich rasch. Das durfte er ja nicht sagen, nicht laut: ... ‚lernt der Soldat Welscher seinen Kommandeur kennen, der mit ihm so viel Ähnliches hat, und der Kompaniechef Stein erfährt, daß der Soldat Welscher einen Kopf hat, der auch zum Denken geeignet ist, wenn er an der richtigen Stelle angestoßen wird.'
Seelinger lächelt. Er überbrückte.
„Also vor allem, das wär eine gute Sache!"
„Ich soll den Kompaniechef malen?" entsetzte sich Jochen.
„Davon rede ich doch die ganze Zeit", sagte Seelinger.
„Das kann ich nicht."
„Doch, Sie sind der einzige in der Kompanie, der das kann."
„In der Zeit schaff' ich das nicht", wich Jochen aus.
„Sie schaffen das, Genosse Welscher!"
Die folgenden Tage waren qualvoll für Jochen Welscher. Er wollte und wollte auch nicht. Und die Tage sprangen an ihm vorbei und ihre Eile bedrängte ihn. Hier unten im Kellerraum saß er, wann er immer konnte. Malte Transparente und ging in Skizzen und Entwürfen auf, die er einmal ausführen wollte. Dort saß er nun fast jeden Abend und zeichnete. Dabei zwang er sich, in die Haut des Kompaniechefs zu kriechen. Aber wie wenig war er dem Hauptmann schon nähergekommen. Etwas stand zwischen ihnen, das er sich nicht klarmachen konnte.
Den ersten Entwurf hatte sich Seelinger angesehen. Lange und aufmerksam. Es schien ihm wirklich ernst zu sein.
„Nein, Genosse Welscher", hatte er gesagt, „das ist nicht Hauptmann Stein. So ein Mann kann bei uns keine Kompanie führen, und für so einen Mann hätte die Ärztin in Sansibar keine Träne übrig. Was Sie hier gezeichnet haben, ist ein Mensch, der gestorben ist, erstarrt, und nun aus seiner toten Maske eine Tugend macht, indem er uns glauben lassen möchte, ein Mensch, der so tot aussieht, kann gar nicht tot sein, der lebt und treibt sein Spiel mit uns und ist in Wirklichkeit ein ganz anderer."
Jochen hatte noch lange darüber nachgedacht. Er fing an, den Hauptmann genau zu beobachten, er verfolgte ihn mit überwachen Augen. Was dabei herauskam, waren Verschönerungskuren, Stückarbeit. Ein vollerer Mund, das Kinn abgerundet, ein weicher Schatten unter den Lidern, der unergründliche Schicksalsschläge der Vergangenheit zur Entschuldigung der kalten Augen hervorzaubern sollte.
Jochen kam nicht weiter. Er spürte, daß das Gesicht immer wieder auseinander fiel. Er hatte den Kern noch nicht erspürt, der die Teile zum Ganzen verband. Da war der Stein, der ihm vertrauter geworden war in den letzten Tagen, und da war aber auch ungleich größer der Stein, der ihn drängte und schubste, der befahl, ins Wasser zu gehen, wenn es ein paar Meter weiter eine Brücke gab. Mit dem Stein wurde er nicht fertig. Da verschloß sich das Gefühl jeder Logik.
Jochen hatte sich entschlossen, Oberleutnant Seelinger mitzuteilen, daß er das Bild nicht malen konnte. Es ging eben nicht.
Da kam der Alarm dazwischen. Er wurde zu so ungewöhnlicher Stunde ausgelöst, daß er einige Verwirrung bei den Soldaten hervorrief. Sie bestiegen die Fahrzeuge und fuhren los. Mit hohem Tempo. Irgendwohin. Jochen stieß Kobel in die Seite.
„Ist doch eigenartig, findest du nicht? Vor dem Schlafengehen hatten wir doch noch nie Alarm."



Illustrationen: Wolfgang Würfel

„Ja, es ist irgendwie anders als sonst. So eine komische Unruhe", bestätigte Kobel und zog den Kopf noch tiefer in den Kragen hinein.
Die Straße war feucht und glänzte im Licht der abgeblendeten Scheinwerfer wie ein tiefer Wassergraben. Eine Woche lang hatte es ununterbrochen geregnet. Am Nachmittag hatte der Regen nachgelassen. Ein starker Wind hatte die Wolken aufgerissen und trieb sie nun eilig dem Horizont zu.
Die Wagen fuhren von der Straße herunter, auf einen schmierigen Waldweg. Dann hielten sie plötzlich an. Nichts rührte sich. Granig zog die Plane weiter zurück. Ringsum stand der Boden unter Wasser, und erst zum Waldrand hin wurde die Erde sichtbar. Sie sprangen in die große Pfütze und bespritzten sich mit Schlamm. Dann ging es quer durch den Wald. Der Zugführer lief an der Spitze und legte ein schnelles Tempo vor. Als sich der Wald lichtete, erkannte Jochen in der Ferne die alte Burgruine mit den mächtigen Buchen. Sie waren jetzt tiefschwarz und ragten hoch und unheimlich über die kahle Landschaft. Nach zwei Stunden passierten sie den Graben. Eine schmutziggraue Brühe hatte sich darin gesammelt. An einigen Stellen waren die Wandungen weggesackt. Das Wasser hatte die Erde unterhöhlt. Etwa einen Kilometer vor dem Fluß zogen sie sich in ein triefend nasses Waldstück zurück. Auf der Straße fuhren Lastkraftwagen in dichten Kolonnen. Sie hörten das dumpfe Rollen. Hin und wieder schallten kurze Kommandos in die Kiefernschonung.
Jochen suchte Kobel. Er hatte ihn aus den Augen verloren und merkte, daß er ihm jetzt fehlte. Er tastete sich leise durch das abgestorbene Unterholz und bemühte sich, keinen Zweig knacken zu lassen. Das war nicht einfach. So war er erstaunt, als er plötzlich auf



einer Lichtung stand, die sich nach einer Seite hin zur Straße öffnete.
Am Straßenrand stand der P 3 des Kompaniechefs. In der Lichtung war eine Funkantenne aufgerichtet. Der Wagen war so gut getarnt, daß Jochen ihn erst jetzt entdeckte.
Da hörte Jochen hinter sich Schritte, die schnell näher kamen. Er trat vorsichtig beiseite und duckte sich. Da brummte ein schwerer LKW über die Straße und erfaßte den Mann hinter ihm für den Bruchteil einer Sekunde mit den Scheinwerfern. Es war der Zugführer. Aus der Funkstation kletterten zwei Männer heraus.
„Genosse Hauptmann, der dritte Zug... Sollen wir durch den Fluß gehen oder die Brücke nehmen?“
So eine blöde Frage, dachte Jochen. Bis zum Hals im Wasser stehen oder in zwei Minuten über die glatte, trockene Brücke.
„Über die Brücke natürlich. Das ist doch heute kein Elementetraining. Den kürzesten und schnellsten Weg nehmen! Über die Brücke!“ sagte Hauptmann Stein. Jochen glaubte sich verhört zu haben und lauschte angespannt. Er hörte die Antwort des Zugführers: „Zu Befehl, Genosse Hauptmann, über die Brücke gehen!“ Sie marschierten sofort los und hielten sich in dem schmalen Waldstreifen. Von der Straße hörten sie nichts mehr. Alle Geräusche waren verstummt. Nur das dumpfe Schmatzen der Stiefel in dem feuchten Waldboden war da und riß nicht ab. Jochen grübelte und haderte mit sich selbst. Wie Hauptmann Stein eben entschieden hatte, paßte so gar nicht in das Bild, das Jochen von ihm hatte. In der Nähe der Brücke teilte sich der Zug. Granig führte seine Gruppe an den Brückendamm heran. Sie erstiegen eine steile Böschung. Dann standen sie auf der Straße. Weit hinten, in der Höhe der Abzweigung, tauchten Lichtkegel auf, die dann nach links in den Wald abbogen.
Vor ihnen war eine Sperre aufgebaut. Die Katzenaugen flimmerten unruhig. Dahinter hörte die Straße auf. Ein schwarzer Abgrund. Die Brücke war in den Fluß gestürzt. Ein Geländer ragte aus dem Wasser heraus. Kein Wort fiel.
Vor einer Woche hatte es hier noch eine Brücke gegeben.
Kobel fand als erster die Sprache wieder. „Üben wir noch oder ist das schon ernst?“ „Wir werden durchs Wasser gehen müssen“, sagte Granig trocken, „und du laß das dumme Gerede, Kobel. Im Ernstfall stellt man keine Katzenaugen auf.“
Die Gruppen sammelten sich. Der Zugführer hielt seine Verwunderung zurück. Er schluckte sie hinunter, weil sie hier niemand gebrauchen konnte. Sie schlugen sich links der Straße durch den Wald und hatten bald das Flußufer erreicht. Da nicht gesprochen werden durfte, beschäftigte sich jeder mit seinen eigenen Gedanken. Der Soldat Welscher war da am übelsten dran.
Der Fluß schwemmte seine Wasser bis an die Grasnarben der Uferböschung heran. Sie liefen im Eiltempo flußaufwärts. Dort wurde das Wasser über eine breitere Fläche gespült und war nicht mehr so tief. Ganz unmerklich zog eine weiße Nebelwand auf den Fluß zu. Kobel hielt die Nase in den Wind. „Das ist Gas!“ rief er.
Er öffnete sofort seine Schutzmaskentasche. Der Befehl kam durch. Einige verstanden ihn nicht, weil sie die Schutzmaske schon aufgesetzt hatten. Jochen Welscher auch. Der Wind führte immer dichtere Wolken auf sie zu. Wären wir gleich hierher marschiert, dann hätte uns das Gas nicht mehr erreicht, überlegte Jochen. Das gleiche dachte der Zugführer. Jochen hielt sich an Kobel. Hier durfte er ihn nicht verlieren. Er atmete tief durch und ließ Kobels Schatten nicht aus den Augen. Dann verschwamm der Schatten in einer dichten Nebelschwade. Sie waren getrennt. Jochen lief vor. Hinter ihm kam niemand mehr. Er keuchte und stolperte, raffte sich wieder hoch und hastete weiter. Er hielt sich weiter rechts. Da war der Fluß und eine Richtung. Schließlich patschte er ins Wasser. Nirgendwo sah er einen menschlichen Schatten. Nirgendwo erscholl eine Stimme.
Er lief weiter, jetzt ganz dicht am Ufer. Jeder Atemzug schmerzte in den Lungen. Da stieß er gegen einen großen scharfkantigen Stein, stolperte und ließ sich darauf fallen. So lag er eine Minute oder zwei und keuchte schwer und wäre gern nicht wieder aufgestanden. Aber der Stein bohrte sich hart in seine Glieder und griff über viele Berührungspunkte in seine Nervenzellen. Er umklammerte den Stein und versuchte, ruhig zu bleiben. Er zwang sich dazu und staunte zum erstenmal über sich selbst. Er drückte sich hoch und lief weiter, und vor ihm tauchte der kleine, stämmige Kobel auf. Er hatte auf ihn gewartet. Ein Stück weiter standen Granig und die anderen. Dann stiegen sie in das kalte Wasser. Mit der einen Hand hielten sie den Luftfilter hoch, mit der anderen die Kalaschnikow. Das Wasser war kalt und auch warm und war nichts. Jochen spürte, um wieviel sicherer er sich bewegte als an dem Tage, wo ihm die Waffe entglitten war. Auch fühlte er sich viel weniger ausgepumpt. Wie eine bewegte Brücke, auf der die Maschinenpistolen entlangliefen, spannte sich der Zug über den Fluß. Jochen dachte einen Moment an die Katzenaugen und an den Abgrund, der sich hinter ihnen auftat, und dann erinnerte er sich nicht mehr an die Brücke, die einmal fünfhundert Meter weiter gestanden hatte und sah nur noch auf Kobels breiten Rücken und spürte in seinem Nacken den Atem von Granig. Das Ufer war flach und trockener als auf der anderen Seite. Sie marschierten wieder, und Jochen wußte jetzt, was ihm noch gefehlt hatte. Für die Ärztin in Sansibar. Am Waldrand stießen sie auf die LKW's. Ihr Fahrer ließ die Wagenklappe herunter. „Habt ihr die Brücke gesehen?“ fragte er, „gestern ist sie gesprengt worden. Eben hat es uns eine VP-Streife erzählt. Ein großer Damm soll da aufgeschüttet werden. Den Fluß leiten sie um, bis hinüber zu der alten Burgruine.“

„SOJUS" landet!

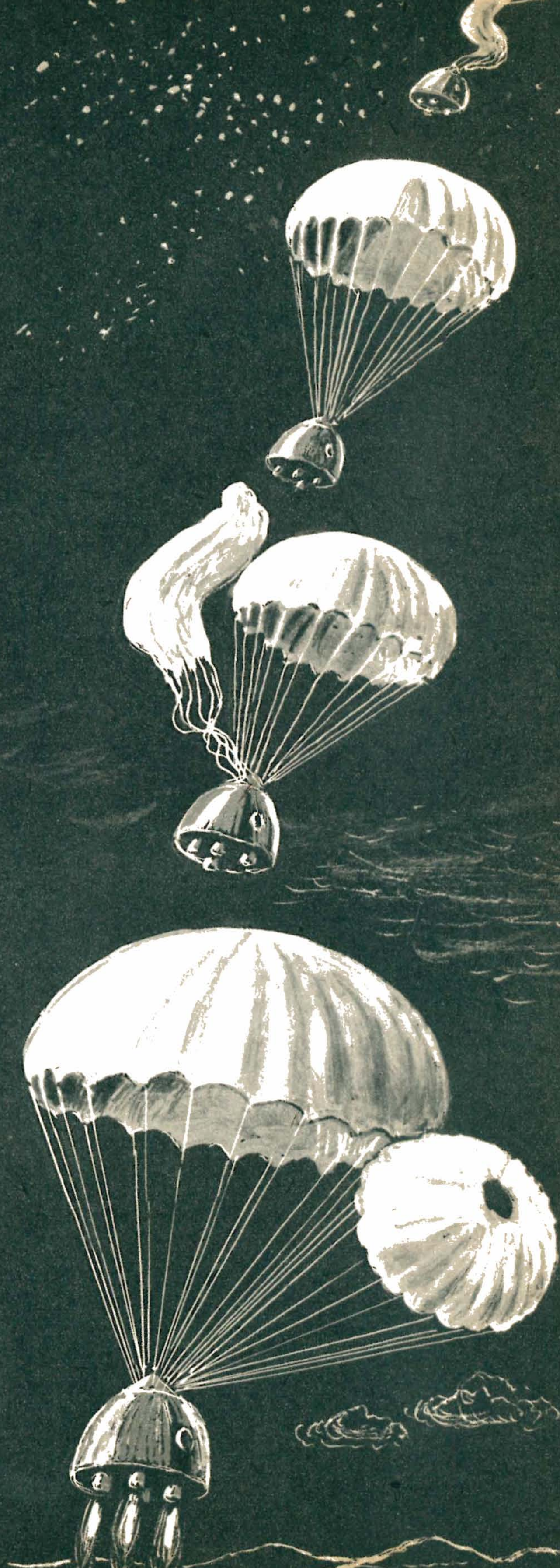
Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Gut erkennbar hebt sich aus der Sicht der Kamera im Bergungshubschrauber die helle „Sojus"-Kabine gegen den dunklen Boden ab. Langsam schwebt sie unter der gewaltigen Kuppel des Tragfallschirmes der Erdoberfläche zu. So weit es aus Sicherheitsgründen zulässig ist, nähert sich der Hubschrauber dem tiefer und tiefer sinkenden Raumfluggerät. Das leicht tanzende Filmbild zeigt die jetzt dicht über der Erdoberfläche befindliche kegelförmige Rückkehrkapsel noch deutlicher. Urplötzlich quillt eine dichte Wolke aus Rauch und Staub auf, in der sie für einige Augenblicke untertaucht, dann sieht man die riesige Fallschirmhaube allmählich zusammensinken. Die beiden Kosmonauten von „Sojus 9" haben nach fast 18 Tagen Raumflug die Erdoberfläche wieder erreicht.
So etwa gab der schon kurz nach Beendigung des Unternehmens gezeigte dokumentarische Film die Einzelheiten der Landung wieder und vermittelte damit zugleich einen kleinen Anschauungsunterricht zu einer Variante in der Technik der Rückführung bemannter Raumflugkörper.
Die Aufnahmen, die von der „Sojus 9"-Rückkehrkabine nach der Landung gemacht und veröffentlicht wurden, lassen die konstruktiven Unterschiede und damit die Fortschritte in der Beherrschung der Rückführtechnik gegenüber den Geräten der ersten Typen-Serie sowjetischer bemannter Raumflugkörper deutlich werden. Während letztere noch kugelförmig waren und praktisch die alleinige Hauptkomponente des Raumfluggerätes darstellten, sind die „Sojus"-Kabinen annähernd kegelförmig und stellen darüber hinaus bekanntlich nur jeweils eine von drei wichtigen Funktions- und Baukomponenten des gesamten Raumfahrzeuges dar.
Von den sowjetischen Wissenschaftlern werden sie auch als zweite Generation ihrer bemannten Raumflugkörper bezeichnet. Die Geräte der ersten Generation – „Wostok" und „Woschod" – zählten vor allem deswegen noch nicht zu dieser Kategorie, weil sie keine volle autonome Manövrierfähigkeit im Weltraum besaßen.
Die Besonderheiten des Rückkehrverfahrens beim „Sojus"-System lassen sich klar erkennen, wenn man es mit dem seiner Vorläufer-Typenserien vergleicht.
Die Raumkapseln der „Wostok"-Serie waren mit ihrer Kugelform auf das Prinzip einer ballistischen Rückkehr ausgerichtet. Das heißt, die Kabine mit dem Kosmonauten trat nach der Abbremsung in der Umlaufbahn auf einer Bahn in die tieferen Schichten der Erdatmosphäre ein, deren Verlauf nach den Gesetzen der Ballistik dem eines kugelförmigen Wurfkörpers oder Geschosses unter Einwirkung des Luftwiderstandes entsprach. Bei diesem Verfahren läßt sich die Bahn während des Eintauchflugs nicht mehr in größerem Maße verändern. Lediglich die Fluglage des Eintauchkörpers kann so geregelt werden, daß nur besonders temperaturgeschützte Teile seiner Oberfläche der enormen aerodynamischen Aufheizung ausgesetzt sind. Wegen der seinerzeit noch recht großen Unklarheit über den Dichteverlauf in der Hochatmosphäre, der einen maßgeblichen Einfluß auf die Form der Eintauchbahn ausübt, war es bei den pionierhaften „Wostok"-Experimenten durchaus wissenschaftlich exakt, zunächst kugelförmige Raumkapseln – als Eintauchkörper mit der einfachsten aerodynamischen Form – einzusetzen. Ein gewisser Nachteil mußte allerdings insofern in Kauf genommen werden, als größere Streuungen beim Anflug vorgegebener Landepunkte auftreten konnten. Dadurch wuchsen natürlich die zusätzlichen Schwierigkeiten und technischen Aufwendungen für die Bergetrupps der in der letzten Phase der Rückkehr am Fallschirm niedergehenden Raumfluggeräte. Ähnlich lagen die Probleme bei „Woschod". Sie wurden ebenfalls noch nach dem Prinzip des ballistischen Eintauchfluges zurückgeführt, wenn auch die äußere Struktur der für drei Kosmonauten ausgelegten Raumkabine offenbar schon nicht mehr kugelförmig war und in etwa den späteren „Sojus"-Kabinen entsprach. Für neue Konzeptionen in der Rückführtechnik hatte man die Kegelstumpfform als günstige Konfiguration der Eintauchkörper erkannt.
Die Flugmechanik schreibt vor, daß der Kegel beim Eintauchen mit seiner Grundfläche voran fliegen muß, wobei diese selbstverständlich durch ein besonderes Hitzeschild gegen die aerodynamische Aufheizung zu schützen ist. Dieses Verfahren setzt also voraus, daß die Fluglage unbedingt mit großer Präzision geregelt wird, damit der Eintauchkörper in möglichst stabiler Lage seinen Weg durch die Erdatmosphäre nimmt. Aus Sicherheitsgründen werden darüber hinaus auch die Kegelwände ausreichend gegen die vorbeiströmende aerodynamisch aufgeheizte Luft geschützt.
Obwohl eine solche Kegelstumpfform, wie wir noch hören werden, ganz besondere Möglichkeiten für die Rückführung bietet, ließ man die „Woschod"-Kabinen offensichtlich aus Erprobungsgründen in stabilisierter Fluglage auf einer ballistischen Bahn in die Erdatmosphäre eintauchen. Auch in diesem Fall galten somit, wie bei den kugelförmigen „Wostok"-Kapseln, für die Eintauchbahn nur die einfachen Beziehungen eines ballistischen Bahnverlaufs. Eine Beeinflussung der Bahn während des Eintauchens war bei ihnen ebenfalls nicht vorgesehen. Dafür wurde aber erstmalig in der letzten Phase der Rückkehr, nämlich unmittelbar vor

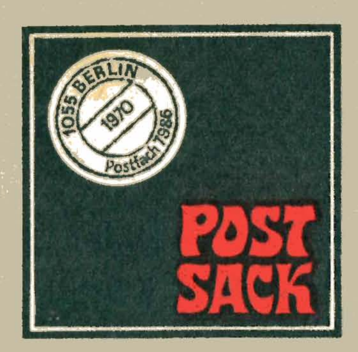
dem Aufsetzen der Kosmonautenkabine, eine verbesserte Landetechnik angewandt. Dazu griff man auf ein Verfahren zurück, das schon längere Zeit in der Militärtechnik beim Fallschirm-Schwerlastabwurf mit großem Erfolg praktiziert wird. Unmittelbar vor dem Aufprall auf dem Boden werden schubstarke Feststofftriebwerke mit kurzer Brenndauer gezündet, die am Fallschirmgeschirr unmittelbar oberhalb der Rückkehrkapsel befestigt sind. Ihr genau dosierter Schub mildert den sonst unvermeidlichen Aufprallstoß so weit, daß die Kosmonauten – nach ihren eigenen Aussagen – wirklich fast unmerklich weich landen.

Bei den „Sojus"-Raumfahrzeugen wird nun die spezielle Kegelstumpfform der Rückkehrkabinen für eine wesentliche Verfeinerung des Rückkehrverfahrens ausgenutzt. Wie einschlägige aerodynamische Betrachtungen zeigen und entsprechende Windkanalversuche bestätigen, läßt die Kegelform eines Eintauchkörpers maßgebliche Einflüsse auf den Verlauf der Eintauchbahn zu. Je nach dem Anstellwinkel der Hauptachse des Eintauchkörpers zur Tangente im jeweiligen Bahnpunkt ergibt sich aus seiner strömungstechnischen Form ein veränderliches Verhältnis von Auftrieb und Luftwiderstand. Auf der Grundlage des – insgesamt allerdings sehr komplizierten – Zusammenwirkens von Eintauchgeschwindigkeit, Luftdichteverlauf und Auftrieb-Widerstand-Verhältnis läßt sich ein aerodynamisch gesteuerter Eintauchflug erzielen, bei dem die Bahn während des Eintauchens nach einem vorgegebenen Programm „verbogen" werden kann. Der Steuerungseffekt wird dabei durch eine Veränderung des Anstellwinkels erzielt, was auf eine entsprechend programmierte Fluglageregelung – mittels Gasdüsen oder Dralläder – zurückgeht. Die zu erzielenden Bahnänderungen beziehen sich überwiegend auf eine mehr oder weniger große Streckung des Flugweges in der Bahnebene gegenüber dem rein ballistischen Verlauf. Seitliche Bahnänderungen werden weniger angestrebt.

Die Vorteile dieses Verfahrens sind sehr weitreichend. Zunächst läßt sich so ein wesentlich genauerer Anflug auf einen vorgegebenen Landepunkt erreichen. Die Abweichungen liegen nur noch innerhalb weniger Kilometer und darunter. Der technische Aufwand für das Finden und Bergen der Rückkehrkapsel und ihrer Insassen kann somit beträchtlich verringert werden. Weiterhin vermindert eine entsprechende Streckung der Eintauchbahn bioastronautisch sehr die Andruckbelastung beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre. Während bei rein ballistischem Eintauchen der Bremsandruck nicht unter 6 bis 8 g ($g = 9{,}81\ m/s^2$) gesenkt werden kann, erreicht er beim aerodynamisch gesteuerten Eintauchflug gegebenenfalls nur 3 bis 4 g. Damit werden die Belastungsgrenzen für die Raumfahrer erheblich herabgesetzt, was sich unter anderem günstig auf die Erweiterung des für Raumflüge geeigneten Personenkreises auswirkt, für den dann auch weniger „gestählte" oder trainierte Menschen in Betracht kommen.



Zeichnung: Hans Räde



Unser erster Überschalljäger

Teilen Sie mir bitte die taktisch-technischen Daten der MiG-19 und das Datum ihrer Einführung in die NVA mit.
Gefreiter Halms, Gotha

Dieses Überschalljagdflugzeug wurde ab 1959 eingesetzt. Maximale Geschwindigkeit: 1452 km/h (in 10 000 m Höhe); Gipfelhöhe: 19 870 m; maximale Reichweite: 2 200 km; Bewaffnung: 3 Kanonen 30 mm, gelenkte und ungelenkte Raketen; Besatzung: 1 Mann.

Die Musen rufen

Im Frühjahr 1971 feiert das Ensemble „Berlin 66", welches ich leite, sein fünfjähriges Bestehen. Mit dem Programm „Und das war im Oktober . . ." gastierten wir in mehreren Einheiten der Volksarmee. Unser Ensemble würde sehr gerne wieder bei den Soldaten auftreten. Außerdem wäre ich gern bereit, Kulturgruppen der NVA künstlerisch zu helfen. Für das Ensemble werden noch Mitglieder in Berlin gesucht. Interessenten melden sich bitte schriftlich bei Peter Obenaus, 1034 Berlin, Weidenweg 25. (Tel.-Nr. des Ensembles: 53 958 38).

Bevor die blaugraue Uniform angezogen wird

Wer kann denn eigentlich Angehöriger des Zolls werden?
Unteroffizier Lamgaben, Erfurt

Jeder Bürger, der bereit ist, seine Dienstpflichten in Ehren zu erfüllen sowie durch seine moralische Haltung und charakterliche Veranlagung die Zollverwaltung würdig vertritt. Vorausgesetzt werden weiterhin die Abschlüsse mindestens der 10. Klasse und der Berufsausbildung, der ehrenvoll beendete Wehr- bzw. Wehrersatzdienst (bei männlichen Bewerbern) und eine gute Gesundheit.

Medaillen-Rente?

Von verschiedenen Genossen wurde mir gesagt, daß zu Orden und Medaillen ein Zuschlag zur Rente gezahlt wird. Keiner konnte mir jedoch genaueres darüber sagen. Sind Sie dazu in der Lage?
Günther Borchers, Wolfen

Sie sind falsch informiert worden. Für NVA-Auszeichnungen werden keine Zuschläge zur Rente gezahlt.

Kamen schnell wieder auf die Beine

Am 1. August befanden wir uns mit einem Kfz. auf Fernfahrt. Vor der Paul-Hornick-Kaserne hatten wir einen schweren Motorschaden. Durch das umsichtige Handeln der Genossen Oberleutnant Berndt und Leutnant Rothe wurde uns schnell geholfen. Sie sorgten dafür, daß wir unsere Fahrt bald wieder fortsetzen konnten. Deshalb noch einmal öffentlich unseren Dank beiden Offizieren.
Flieger Walther, Flieger Mettke, Gefreiter Rülke, Dresden

Informationsquelle

Was ist ein „Reservistenforum"?
Gefreiter Hausmann, Hainichen

Eine Zusammenkunft der gedienten Reservisten eines Betriebes oder eines Kreises. Sie dient der Information und Aussprache zu militärpolitischen Fragen. Außerdem werden Rechtsvorschriften auf dem Gebiet der Landesverteidigung und militärische Bestimmungen erläutert.

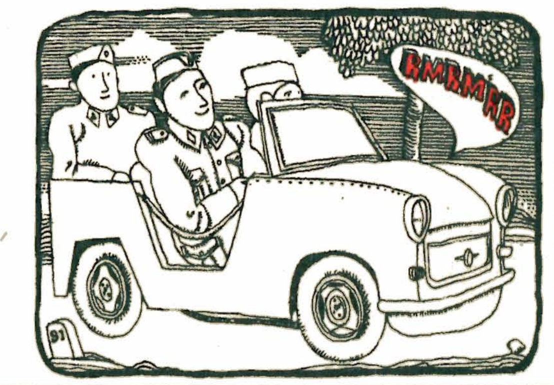
Damit der Anschluß besser klappt

Für welche Armeewaffengattungen können Jungs in der GST ausgebildet werden?
Hartmut Treubel, Halle

In der vormilitärischen Ausbildung dieser Organisation werden Kenntnisse und Fertigkeiten für folgende Laufbahnen der NVA vermittelt: Mot-Schütze, Fallschirmjäger, Militärkraftfahrer, Tastfunker, Fernschreiber, Flugzeugführer/Ingenieur sowie verschiedene maritime Bereiche.

Profit geht über alles

Vor zwei Jahren las ich von einer westdeutsch-amerikanischen Gemeinschaftsentwicklung „Kampfpanzer 70". Der Kampfwagen sollte u. a. eine automatische Ladeeinrichtung, einen 1 500-PS-Motor und eine hydro-pneumatische Federung erhalten. Inwieweit ist das Projekt fortgeschritten?
Unterfeldwebel Tertmann, Torgelow





Im Januar 1970 haben die USA das Projekt gekündigt, nachdem sich die Widersprüche zwischen den westdeutschen und nordamerikanischen Monopolen zusehends verschärften. 1963 wurde der MBT-70 (Main Battle Tank) vom USA- und Bonner Kriegsministerium mit großer Reklame in Auftrag gegeben. Seitdem liefen die Konkurrenz-Streitigkeiten, welcher Konzern welche Teile liefert, wer wieviel vom Panzer profitiert u. dgl. m. Für das Fiasko werden heute scheinbare Gründe angegeben: Der Panzer sei zu schwer, zu kompliziert, zu teuer. Das stellt man bezeichnenderweise jetzt fest, nachdem 300 Millionen Steuergelder investiert und auf diesem Wege den Monopolen zugeschoben wurden.

Grober Unfug

Vor einiger Zeit war ich öfters gezwungen, den D 324 von Cottbus nach Eisenach zu benutzen. In diesem Zug ist etwas los! Ich fuhr meistens freitagnachmittags, so daß ich nie in den Genuß eines Bieres kam. Ich habe aber mal mitgezählt, wieviel Flaschen zum Fenster hinausgeworfen wurden. Ohne zu übertreiben: 124mal hörte ich es splittern. Was wäre, wenn gerade ein anderer Zug vorbeikommt, wenn sich ein Streckenläufer draußen aufhält, wenn eine Rotte dort arbeitet? Ich mußte feststellen, daß sich auch Armeeangehörige unter den Übeltätern befinden. Ich frage mich, ob jene zuviel Geld besitzen, daß sie die Flaschen (also Geld) unbedingt hinauswerfen müssen. Wir Eisenbahner sind doch kein Freiwild!
Gerhard Unkart, Vacha

Maritime Befehlshaber

Im Buch „Der Tod auf allen Meeren" stieß ich auf den Titel „Generaladmiral". Welchem Rang entspricht er?
Bernhard Wirtz, Magdeburg

Dieser Dienstgrad wurde in der faschistischen Kriegsmarine geführt. Dem Range nach stand er zwischen Admiral und Großadmiral.

Tauschgeschäfte

Biete: Gute Panzerliteratur und eine umfangreiche lose Bildersammlung. Suche: Gute Marineliteratur und Typenbilder von Schiffen des faschistischen Deutschlands aus der Zeit des zweiten Weltkrieges.
Heinz Kleemann, 35 Stendal, Breite Straße 1

Besonders geehrt

Bekannte berichteten mir von einem neu geschaffenen „Theodor-Körner-Preis", der in der Armee auf künstlerischem Gebiet verliehen werden soll. Da Ihr ja immer viele Fragen beantwortet, könntet Ihr mir mal Bescheid geben, was es damit auf sich hat.
Oberfeldwebel Blechschmidt, Berlin

Diese staatliche Auszeichnung wird für hervorragende Leistungen bei der Schaffung und Interpretation von Kunstwerken, welche die Verteidigungskraft der DDR stärken, sowie für besondere Verdienste bei der Förderung und Entwicklung des künstlerischen Schaffens und der kulturellen Tätigkeit in der NVA und den anderen bewaffneten Organen verliehen. Den Preis können natürlich auch Bürger erhalten, die nicht der Armee angehören.

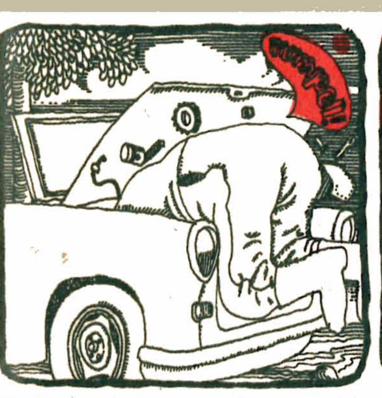
Unverdauliche Aale

Wie groß und schwer ist ein Marinetorpedo?
Schütze Warrenthin, Schwerin

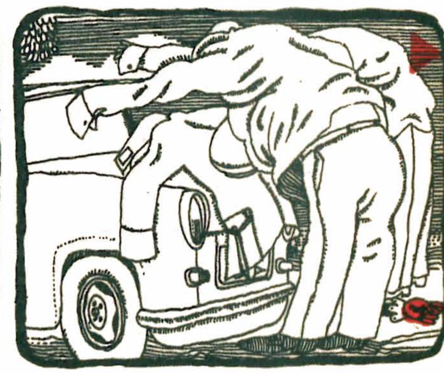
Ein Torpedo ist ungefähr 7,5 m lang, hat meist ein Kaliber (Durchmesser) von 53 cm und wiegt etwa 2000 kp. Das Gewicht des Sprengstoffes kann mehr als 300 kp betragen.

Sind Längerdienende nicht der Liebe wert?

Ich bin stolz auf meinen Jungen, der seinen Ehrendienst als Soldat auf Zeit an der Staatsgrenze versieht. Er erreichte große berufliche und militärische Erfolge. Nun bewegt mich aber ein Problem. Während eines Urlaubs lernte er ein nettes, 21jähriges Mädel kennen. Sie schrieben sich regelmäßig und tauschten sachlich ihre Ansichten aus. Vor dem nächsten Urlaub teilte sie ihm nun folgendes mit: „Du bist es wert, daß ich Dir die Wahrheit schreibe. Schade, daß ich Dir falsche Hoffnungen gemacht habe, aber 2½ Jahre kann ich nicht







warten, wenn ich schon eher das Glück haben kann, immer jemanden an meiner Seite zu wissen, denn ich möchte meine Freizeit nicht sinnlos vertrödeln." Ihr offenes Bekenntnis schätze ich, aber den Ausdruck „sinnlose Freizeitbeschäftigung" begreife ich nicht. Kann denn ein Mädel unseren Jungs an der Grenze nicht moralische Kraft und Treue geben? Muß sie sich zu Hause einkapseln und Trübsal blasen? Man sollte diese Fragen einmal öffentlich behandeln und die Meinung unserer Jugend hören.
Horst Blau, Geithain

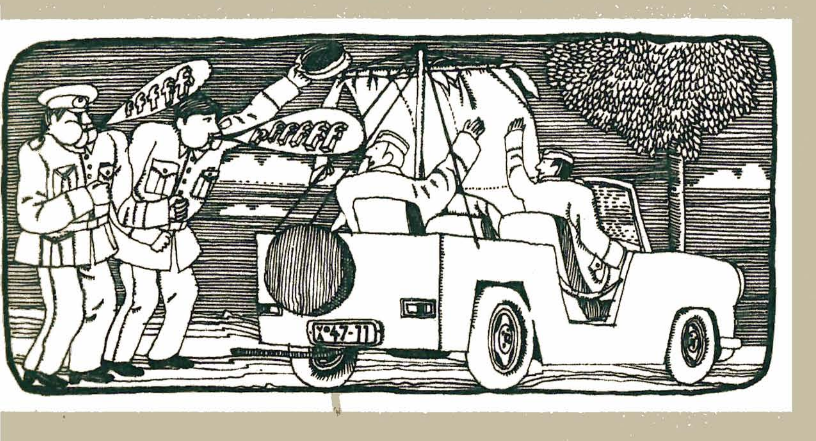
Lange Dienstzeit wird honoriert

Wieviel Stipendium bekommt ein Soldat auf Zeit auf einer Hoch- oder Fachschule nach Beendigung seiner Armeezeit?
Unterfeldwebel Blumstengel, Strausberg

Als Grundstipendium 190,– Mark (Hochschule) oder 160,– Mark (Fachschule), darüber hinaus ein monatliches zusätzliches Stipendium von 80,– Mark.

Leidenschaften

Ich sammle Uniformstücke unserer Volksmarine, außerdem noch die alten Mützenbänder, eine Tellermütze, ein Käppi (beides Größe 58), eine blaue Hose und eine blaue Bluse (Größe 90).
Martina Franz, 7152 Böhlitz-Ehrenberg, Dölziger Weg 1



Auch später gültig

Werden die an der Technischen Unteroffiziersschule der NVA erworbenen Berufsbezeichnungen auch im zivilen Bereich anerkannt?
Feldwebel Sernschmidt, Leipzig

Die von den Absolventen dieser Lehreinrichtung erworbenen Berufsbezeichnungen sind den entsprechenden zivilen Berufsbezeichnungen gleichgestellt.

Wenn die Sorgen drücken

Ich habe gehört, daß der Minister auch Sprechstunden hat. Kann ich erfahren, zu welchen Zeiten?
Unteroffizier Kriesel, Wolfen

Die Eingaben- und Beschwerdestelle des Ministers für Nationale Verteidigung hat jeden Dienstag von 9.00 bis 18.00 Uhr in Strausberg öffentliche Sprechstunde. Sofern Sie Urlaub haben, können Sie dort Ihre Angelegenheit selbst vortragen, ansonsten ist es möglich, sich schriftlich an diese Stelle (126 Strausberg, Postschließfach 2097) zu wenden.

Auf welchem Weg

Kann ich mein verlorenes „Leistungsabzeichen der NVA" neu erhalten? Bis jetzt konnte mir noch kein Vorgesetzter eine Auskunft erteilen.
Leutnant Schäfer, Oranienburg

Der Leiter der Abteilung Kader im Kommando des Militärbezirkes ist berechtigt, bei Verlust Ersatz zu gewähren, der allerdings bezahlt werden muß. Schreiben Sie bitte einen Antrag an den Kommandeur Ihres Truppenteils, der ihn weiterleitet.

Wo ist der Retter?

Am 25. 6. 1970 wurde gegen 13 Uhr in der Nähe des S-Bahnhofes Berlin-Jannowitzbrücke mein Sohn Frank, Schüler der 1. Klasse, von einem Pkw angefahren. Wie die Verkehrspolizei und ich erfuhren, hielt unmittelbar danach ein Fahrzeug der NVA am Unfallort, und ein Offizier (?) leistete bei dem bewußtlosen Kind Erste Hilfe durch Mund-zu-Mund-Beatmung. Der NVA-Angehörige verließ, ohne seine Personalien anzugeben, den Ort, erkundigte sich aber später im Krankenhaus nach dem Befinden des Kindes. Die Verkehrspolizei und ich möchten dem unbekannten Helfer für sein vorbildliches Verhalten danken. Wer kennt den Betreffenden?
Dr. med. Schmidt, 102 Berlin, Köpenicker Str. 104

Typenblätter-Suche

AR-Typenblätter aller Jahrgänge bis 1965 sowie der Hefte 1/66, 1/67, 7/67, 10/68, und 10/69 kostenlos. Bernd Seliger, 798 Finsterwalde, Schillerstr. 16

Schiffs-Typenblätter. Rüdiger Pfeiffer, 2355 Saßnitz, Leninstr. 4

Jahrgänge 1960 bis 1965. Joachim Richter, 7817 Schwarzheide 2, Hauptstr. 7

Jahrgänge bis Ende 1967. Unteroffizier d. R. Wolf, 8256 Weinböhla, Laubenstr. 10

Typenblätter aller Art bis 1965. Ulrich Kasper, 75 Cottbus, Zittauer Str. 14

Alle in der AR veröffentlichten Blätter.
Karl Arnold, 8021 Dresden, Marienberger Str. 71, bei Schmidt.

Flugzeug-Typenblätter der sozialistischen Armeen, kostenlos.
Unteroffizier d. R. Arnstaedt, 9017 Karl-Marx-Stadt, Friedenstr. 81.

Vignetten: Klaus Ensikat

Mitteldeutscher Verlag Halle, 475 S., 10,– M.

Hans-Jürgen Steinmann „Träume und Tage“

Georg Börner verläßt seinen scheinbar angestammten Arbeitsplatz in einem Forschungsinstitut und kehrt nach Jahren des Studierens zurück. Qualifizierung, Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution: Diplomingenieur. Aus dem Chemiearbeiter ist der Betriebsleiter geworden. Ein symptomatischer Aufstieg. Gar so einfach ist die Geschichte aber nicht. Es bietet sich die Möglichkeit, in der Forschung zu arbeiten oder in der Produktion. Börner entscheidet sich für den härteren Weg, der mehr Mühe, aber eben auch tiefere Befriedigung verheißt. Und anfänglich steuert der Autor auf diese Auseinandersetzung zu, doch bald werden Hintergründe und ein weites Feld sichtbar: Forschung oder Produktion sind die Gegensätze nicht. Da findet sich noch die alte IG-Farben-Gesinnung, da ist auch das Neue, denn nicht in erster Linie um ein besseres technisches Verfahren geht es, sondern um die Menschen. Das sind die Konflikte, denen sich der junge Betriebsleiter gegenübersieht, und eindringlich wird gezeigt, wie er – selber lernend und begreifend – und seine Genossen um die Menschen ringen und somit gegen Wissenschaftler, die eifernd versuchen, Altes zu restaurieren.

Im Buch wird gegenwärtiges Verhalten zu gegenwärtigen Problemen zu entschlüsseln gesucht, den Menschen wird ins Hirn und ins Herz geschaut, ihr Denken und Fühlen ans Licht gebracht. Eine herbe Liebe wird deutlich, nicht nur in verhaltenen Liebesszenen. Neben stürmischen Auseinandersetzungen, neben Suchen und Irren und bei schließlichem Finden und Sichfinden gibt es viel Glück. Dieses Buch fordert seine Leser, mancher Handlungsstrang scheint eher flächig als tief, doch man sollte sich die Träume und die Taten des Börner, der Wallners, der Anne und der anderen, auch die des Meister Feldmann, nicht entgehen lassen.

Lobenstein



Herbert Gute: „Partisanen ohne Gewehre“



DMV, etwa 400 S., 8,50 M.

Professor Herbert Gute berichtet in diesem Memoirenbuch von der Standhaftigkeit gegen den faschistischen Terror, zeigt, mit wieviel Ideen der Gegner überlistet wurde, packt den Leser, wenn er von Sabotageaktionen im Munitionslager erzählt. Höhepunkt aller Ereignisse ist die Schilderung des Vereinigungsparteitages in Dresden.

SIGNALE – Ein Weltraumabenteuer

Ein farbiger 70-mm-Film der DEFA

Im Planetoidengürtel wird das Raumschiff „Ikarus“ das Opfer einer Katastrophe. Waren Meteoritenschwärme oder der Angriff außerirdischer Wesen die Ursache der Havarie? In der Raum-Zentrale Luna-Nord wird kein Lebenszeichen der Kosmonauten mehr registriert ... Bis das Raumschiff „Laika“, unterwegs mit einem Reparaturauftrag an einer unbemannten Station, rätselhafte Signale empfängt. Steht eine Begegnung mit unbekannten Weltraumbewohnern bevor? Sind die Signale der endlich aufgenommene Hilferuf der Überlebenden? Oder hört die „Laika“-Besatzung nur seit langem gespeicherte Signale der längst verschollenen „Ikarus“? „Laika“-Kommandant Pawel Veikko (Piotr Pawlowski) und seine Mannschaft (Alfred Müller, Gojko Mitić, Helmut Schreiber, Jewgeni Scharikow, Irena Karel und Soheir Morshedi) entschließen sich zu einem gefahrvollen Kurs auf der Spur dieses Geheimnisses.

Realistische Phantastik der Handlung, optische Attraktivität des Milieus und international bekannte Künstler, zu denen neben den genannten auch Juri Darie und Aubrey Pankey gehören, machen diesen Film zu einem Erlebnis.

Regie führte Gottfried Colditz nach dem Buch von C. U. Wiesner.

E. K.



„Der General, der die Amis zittern macht", nannte ihn die französische „l'Humanité", den „fähigsten Strategen Asiens" eine westdeutsche Zeitung. Selbst ein amerikanisches Nachrichtenmagazin mußte konstatieren, daß er „einer der erfolgreichsten Generäle unserer Zeit" sei.

Die Rede ist von Armeegeneral Vo nguyen Giap, Mitglied des Politbüros des ZK der Partei der Werktätigen Vietnams, stellvertretender Ministerpräsident und Verteidigungsminister der Demokratischen Republik Vietnam. Unter seinem Oberbefehl hat die vietnamesische Volksarmee 1954 das Land von den französischen Eroberern befreit und in jüngster Zeit einen entscheidenden, in der ganzen Welt aufsehenerregenden Sieg über die US-Aggressoren errungen.



Man hat in der westlichen Hemisphäre phantastische Legenden um den kleinen, untersetzten Mann in Generalsuniform gesponnen, um sein Leben, seine Herkunft, seinen Werdegang. Man bewundert neidvoll sein strategisches Talent, seine und die Kühnheit der von ihm geführten Soldaten, ihre militärischen Leistungen, ihre Standhaftigkeit und ihre von vielen als sensationell empfundenen Erfolge – und man wundert sich, wie das möglich war und ist. Vo nguyen Giap hat eine einfache Antwort darauf, aus der sich alles weitere herleitet. Es ist der berühmt gewordene Satz aus der französischen Revolution, den er schon als Student mit Vorliebe zitierte: „Wir sind hier durch den Willen des Volkes, und niemals werden wir weichen!"

Von der Nordgrenze bis vor das Mekongdelta zieht sich die vietnamesische Kordillere und läßt zur Meeresküste nur einen schmalen Streifen Tiefland übrig. An ihrem Fuße, in der auf dem 17. Breitengrad liegenden Provinz Quang Binh, wurde der heute neunundfünfzigjährige Vo nguyen Giap geboren, als Sohn eines armen Volksschullehrers. „Ich gehöre also zu jener Generation, die in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg groß geworden ist. Zu dieser Zeit war mein Land, das fest zu Französisch-Indochina gehörte und für die Interessen des imperialistischen Krieges bluten mußte, der berüchtigten Politik der ‚großen Ausbeutung' unterworfen. Das waren sehr düstere Jahre in der Geschichte meines Volkes."

Wie im ganzen Land zwischen dem Roten Fluß und dem Kap Ca Mau gehörten auch in der Heimatprovinz des Genossen Giap über 75% des Bodens den Kolonialherren und einheimischen Grundbesitzern. Seine Kindheitserlebnisse sind geprägt vom Elend der durch Steuern und Zins ausgebeuteten Kleinstbauern, die zudem zwischen 1914 und 1918 noch zu Hunderttausenden zwangsrekrutiert und auf die Schlachtfelder und in die Rüstungsfabriken Europas verschleppt wurden. Nachhaltig wirkten auf den jungen Vo aber auch die verzweifelten Aufstände der gepeinigten Bauern, ihre zwar unorganisierten und blutig niedergeschlagenen, aber immer wieder und immer häufiger aufflackernden Kämpfe gegen das unerträgliche Joch.

„Indes hatte jedoch auf internationaler Ebene der Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution den Beginn einer neuen Ära für die Menschheit angekündigt", erklärt der General. „Ihr Einfluß auf die Völker Asiens war ungeheuer groß. Die nationalen Befreiungsbewegungen wuchsen zusehends. Im Lande gewann die patriotische Bewegung trotz grausamer Unterdrückungsaktionen immer mehr an Ausmaß und Intensität." Auch in Vietnam war das Volk im Aufbruch. Mit ihm der Schüler und Student Vo nguyen Giap, angefacht vom „revolutionären Feuer und den zum Kampf rufenden Schriften des Genossen Ai Quoc, hinter dem sich Genosse Ho chi Minh verbarg, und die einen entscheidenden Einfluß auf uns ausübten. Sie waren es, die uns das Licht des Marxismus-Leninismus brachten und uns den richtigen revolutionären Weg wiesen, der unser Volk zu nationaler Unabhängigkeit und zum Sozialismus führen sollte. Auf ihm haben die vietnamesische Arbeiterklasse und die vietnamesische Nation – unter der Fahne der ‚Partei der Werktätigen Vietnams' und des Präsidenten Ho – auf ihrem Marsch in die Zukunft Sieg auf Sieg errungen."

Er war lang und beschwerlich, dieser Marsch. Und er kostete viele Opfer. Doch nichts konnte die Siegeszuversicht und den Kampfeswillen der Revolutionäre brechen: Nicht das Gefängnis, in das 1930 auch Genosse Giap geworfen wurde, nicht die Illegalität, in der auch er ein Jahrzehnt lang leben mußte, nicht der japanische Faschismus, dem auch er direkt gegenüberstand, nicht die erbarmungslose Menschenjagd, die die französischen Kolonialisten auch gegen ihn betrieben ...

Am Thang-Long-Gymnasium in Hanoi, das zu einer Kaderschmiede der Revolutionäre wurde, hatte Vo nguyen Giap sich insbesondere dem Studium der Geschichte und der Geographie hingegeben. Danach unterrichtete er selbst, als Lehrer an Privatschulen, und schrieb bereits seine ersten, illegal verbreiteten Bücher über politische Entwicklungsfragen Vietnams.



GENERAL AM 17. BREITENGRAD

AR berichtet auf der Grundlage eines Exklusivinterviews über Leben und Kampf von Armeegeneral Vo nguyen Giap, Verteidigungsminister der Demokratischen Republik Vietnam



Im Januar 1930 hatte Ho chi Minh in Hongkong die „Kommunistische Partei Indochinas“ gegründet. Bald zählte auch Vo nguyen Giap zu ihren Mitgliedern, ja zu ihren aktivsten Funktionären. Gemeinsam mit dem heutigen Ministerpräsidenten der DRV, Genossen Pham van Dong, gelang ihm im März 1937 mit dem Zusammenschluß von zahlreichen Organisationen in der „Demokratischen Front Indochinas“ ein erster großer Erfolg im Streben der jungen Partei, eine breite gesamtnationale Einheitsfront zu schaffen. Ebenso ist sein Name eng mit der im Mai 1941 gebildeten „Viet Minh“ verbunden, der Vereinigung von mehr als 50 Parteien und Organisationen in der „Liga für den Kampf um die Unabhängigkeit Vietnams“; geführt von den Kommunisten, bereitete sie die Volksrevolution vor.

Damit begann denn auch die eigentliche militärische Laufbahn des Genossen Giap, seine Entwicklung zum Militärspezialisten der Partei.

Nachdem bereits 1940/41 in den nordvietnamesischen Bergen die ersten Partisanengruppen entstanden waren, formierte der damals einunddreißigjährige Vo nguyen Giap 1942 die „Vorhuteinheit für den Vormarsch nach Süden“. Sie schuf befestigte Stützpunkte, sicherte die befreiten Gebiete, errichtete drei feste Militärbasen und führte von dort aus den bewaffneten Kampf gegen die feindlichen Truppen.

Bald darauf folgte der nächste Schritt: Am 22. Dezember 1944 bildete Vo nguyen Giap die erste reguläre Formation der vietnamesischen Volksarmee, die „Propaganda-Abteilung des vietnamesischen Volkes für nationale Verteidigung“. Sie zählte 34 Kämpfer. Doch binnen kurzem entstanden daraus starke, kampfkräftige Verbände, die am 19. August 1945 Hanoi befreiten. Über den Köpfen der siegreichen Truppen wehte zum ersten Male die rote Fahne mit dem goldenen Stern, die neue Staatsflagge. Und Genosse Giap konnte in der künftigen Hauptstadt des Landes die erste Parade der vietnamesischen Volksarmee abnehmen – von Streitkräften, die 240 Tage zuvor gerade Zugstärke hatten...

„Die großartige Entwicklung der vietnamesischen Volksarmee kurz nach ihrer Gründung stellte einen regelrechten Sprung dar“, kommentiert der Minister. „Er war ein Ausdruck des geschichtlichen Sprunges, den die Große Augustrevolution 1945 bedeutete. Es war das notwendige Resultat eines langen Prozesses der revolutionären Bewegung. Fünfzehn Jahre lang hatte unsere Partei, geführt von dem Genossen Ho chi Minh, eine gewaltige agitatorische und propagandistische Arbeit unter den Massen geleistet; sie hat die Arbeiter und Bauern, das ganze Volk erzogen, organisiert, mobilisiert. Sie hat es in den revolutionären Kampf gegen Imperialismus und Feudalismus geführt und gestählt. Und so kam es, daß sich – als der geeignete Augenblick da war – auf den Ruf der Partei das gesamte Volk zum allgemeinen Aufstand erhob. In diesen entscheidenden Stunden unserer Geschichte sind die politischen und militärischen Kräfte des Volkes in einem bis dato nicht gekannten Maß gewachsen. Gerade das ist einer der charakteristischen Züge des revolutionären Aufschwunges von 1945, eines Aufschwunges, der zur Gründung des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates in Südostasien führte.“

Als am 2. September 1945 die Demokratische Republik ausgerufen, Ho chi Minh zu ihrem Präsidenten gewählt und die erste Regierung gebildet wurde, übernahm Vo nguyen Giap zunächst das Innenministerium.

Doch das Land war kaum frei und unabhängig geworden, da marschierte wiederum ausländisches Militär auf, um dem Volk das gerade erst Errungene zu nehmen – Militär in britischen und danach, wie gehabt, in französischen Uniformen. Genau um 20.03 Uhr des 19. Dezember

Aus einem kleinen Häuflein bewaffneter Freiheitskämpfer entstand in kurzer Zeit eine schlagkräftige Armee, die den französischen Kolonialisten das Laufen lehrte, weil sie eins war mit dem gesamten vietnamesischen Volk. – Bild unten: Herzlich grüßt Oberbefehlshaber Giap befreite Dorfbewohner nach einem Sieg im Feldzug des Jahres 1950. – Bild links: Vor der historischen Schlacht von Dien Bien Phu. Der General berichtet in einer Sitzung des Politbüros über die militärischen Vorbereitungen.

und Palmenwäldern überschatteten „grünen Haus", wie es genannt wurde, entstanden Fabriken und Ausbildungslager, wissenschaftliche Institute und Schulen; an einer von ihnen unterrichtete auch die Lehrerin Ha, die Frau des Generals. Er selbst hatte sein Hauptquartier in einer Strohhütte. Von hier aus leitete er die sich ständig ausweitenden militärischen Operationen gegen die in acht Kriegsjahren siebenmal den Oberbefehlshaber wechselnde Kolonialarmee – bis zu der Entscheidungsschlacht von Dien Bien Phu, die er „als größten Sieg der vietnamesischen Volksarmee in dem langen Krieg gegen die französischen Imperialisten und die amerikanischen Interventen" bezeichnet.

Nach einer Offensive von fünfundfünfzig Tagen



1946 wurde die Abendstille in Hanoi vom Rasseln der Panzerketten und dem Aufheulen der Motoren unterbrochen: 6500 Soldaten des französischen Expeditionskorps drangen in die Hauptstadt ein. Damit war der mit dem Beinamen „schmutzig" in die Geschichtsbücher eingegangene Krieg des französischen Imperialismus gegen die junge vietnamesische Republik eröffnet.

Von den Bergen des Viet Bac, dem schwer zugänglichen Hochland im Nordwesten Vietnams, organisierten Partei und Regierung den Widerstandskampf des Volkes. In dem von Bambus-

mußte Brigadegeneral de Castries am 7. Mai 1954 über der Zitadelle von Dien Bien Phu die weiße Fahne hissen. „Das war eine große Wende in der militärischen und politischen Lage Indochinas. Dieser Sieg hat in entscheidendem Maße dazu beigetragen, daß 1954 – auf der Grundlage der Souveränität, der Unabhängigkeit, der Einheit und territorialen Integrität – der Frieden in Vietnam, Laos und Kambodscha wiederhergestellt wurde."

„Der Sieg von Dien Bien Phu bedeutete auch für die Volksarmee einen gewaltigen Schritt nach vorn", fährt Armeegeneral Giap fort. „Er

symbolisiert gewissermaßen die unbesiegbare Kraft unseres ganzen Volkes angesichts des imperialistischen Aggressors. Diese Kraft, das ist die unerschütterliche Entschlossenheit, den Widerstand bis zum siegreichen Ende zu führen, das ist die richtige und strategisch wie operativ und taktisch klare Führung. Diese Kraft entsteht auch dadurch, daß sich das Hinterland mit Leib und Seele in den Dienst der Front stellt. Dank der richtigen Führung, der Kampfentschlossenheit und der großen Anstrengungen des Hinterlandes war es möglich, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Und die waren nicht gering: personelle und militärtechnische Unterlegenheit der Streitkräfte, das begrenzte Wirtschaftspotential des Landes, die überaus komplizierten Probleme der materiell-technischen Sicherstellung usw. Jedoch wurde all das aus dem Weg geräumt und der Widerstand führte zu einem historischen Sieg."

Wohl war der Krieg zu Ende. Doch waren zum bitteren Erbe des Kolonialregimes noch seine Schäden gekommen, und zusätzliche Schwierigkeiten brachte nun auch die Teilung Vietnams am 17. Breitengrad. So appellierte die Regierung der DRV, deren stellvertretender Ministerpräsident Vo nguyen Giap inzwischen geworden war, an alle Bürger: „Laßt euch von den neuen Schwierigkeiten nicht unterkriegen. Seid stärker als die schlechten Straßen, als die brückenlosen Kanäle, als die reißenden Flüsse, als die brachliegenden Reisfelder!"
Und das Volk ging an den Wiederaufbau. Jeder arbeitete für zwei, erfüllte zusätzliche Aufgaben. Auch Vo nguyen Giap, der zu seinen bisherigen Funktionen noch den Vorsitz im Staatlichen Komitee für Wissenschaft übernahm. So blieb ihm in all den Jahren kaum Zeit, sich seiner zweiten Liebe zu widmen, der Musik. Stets half er dafür den Künstlern des Armee-Theaters, denn Kunst erzeugt Kampfkraft. Bei Dien Bien Phu hatte er es selbst erfahren – als die Sänger, Tänzer und Musiker eines Tages auch in das Waldstück kamen, wo er auf einem Lager von Blättern, neben sich den Tisch mit den Generalsstabskarten, ruhte ...
Neben dem friedlichen Wiederaufbau ließ die DRV aber auch nicht nach, ihre Landesverteidigung zu organisieren. Im Süden des Landes hatte sich der USA-Imperialismus etabliert und ein antinationales Marionettenregime geschaffen. Wieder wurde dort Krieg geführt – gegen das nach Freiheit, Unabhängigkeit und nationale Einheit drängende Volk. 1964 dehnten die amerikanischen Imperialisten ihre Aggression auch auf das nördlich des 17. Breitengrades gelegene Land aus.



Treue Freunde standen und stehen den vietnamesischen Genossen jederzeit zur Seite, unter ihnen die Deutsche Demokratische Republik. Auf dem Foto: Das Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung Berlin der SED, Paul Verner, im Gespräch mit Armeegeneral Giap auf einem Empfang in Hanoi.



Brüder aus dem Süden sind beim Verteidigungsminister der Demokratischen Republik Vietnam zu Gast; und aus allen Gesichtern spricht die Zuversicht, daß eines Tages auch die Republik Südvietnam völlig frei von imperialistischen Unterdrückern sein wird.

Das werktätige Volk der DRV mußte „den Kampf gegen die Eindringlinge fortsetzen, diesmal gegen den Yankee-Imperialismus, die militärisch wie ökonomisch stärkste Macht der kapitalistischen Welt. Wir hatten viele Schwierigkeiten. Doch es ist uns gelungen, sie mit einer ständig größer werdenden Kampfentschlossenheit zu überwinden, weil nichts wertvoller ist als die Unabhängigkeit und die Freiheit. Um den Preis großer Opfer sind wir von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg geschritten.

Im sozialistischen Norden sind wir mit dem Luftkrieg fertig geworden, den der Feind mit einer noch nie dagewesenen Barbarei führte. Schließlich mußte er feststellen, daß es ihm trotz der ultramodernen Technik seiner Luftwaffe nicht gelungen ist, uns in die Steinzeit zurückzubomben. Die Demokratische Republik Vietnam hält sich gut. Ihr Potential ist im Kampfe auf allen Gebieten im ständigen Wachsen begriffen.

Im Süden wurden die Amerikaner nach der siegreichen Offensive der Volksbefreiungsstreitkräfte zum Tet-Fest 1968 in eine ausweglose Lage gebracht. Sie geraten immer mehr in die Sackgasse. Nixon beschreitet jetzt den Weg der sogenannten Vietnamisierung des Krieges. Aber wenn schon die ‚Amerikanisierung' ein Fiasko erlitten hat, ist die ‚Vietnamisierung' erst recht zum Scheitern verurteilt. Das ist ein gefährliches Spiel. Der Bogen ist schon zu sehr gespannt, als daß er nicht bald brechen wird. Es ist klar, wie schon unser Präsident Ho sagte, daß die Amerikaner nunmehr den Krieg verloren haben. Der Endsieg gehört uns."

Seit mehr als zwei Jahrzehnten ist Armeegeneral Giap Verteidigungsminister der DRV. Die von ihm geführte und im Kampf gegen die amerikanischen Luftgangster durch sowjetische Waffenhilfe unterstützte Volksarmee („Unser Volk wird immer dem russischen Volk dankbar sein!" – Giap 1967 in der „Krasnaja Swesda") hat sich nicht nur tapfer geschlagen, sondern dem Feind eine entscheidende Niederlage beigebracht.

Die Ursachen dieser Erfolge sieht der General „zunächst in der richtigen und schöpferischen Leitung durch die Partei mit ihrem hochverehrten Führer, unserem Präsidenten Ho an der Spitze. Da sind aber auch der feste Kampfes- und Siegeswille unseres ganzen Volkes sowie die Unterstützung und Sympathie der Völker des sozialistischen Lagers und der Welt. Sie fragen mich ferner, welcher Erfolg im Kampf unseres Landes mich am meisten beeindruckt hat. In diesem vom Standpunkt der materiellen Kräfte ungleichen Kampf ist jeder Erfolg und jeder Sieg für unser Volk äußerst wertvoll.

Fortsetzung auf Seite 64





Mit 2000 km/h im Tiefflug

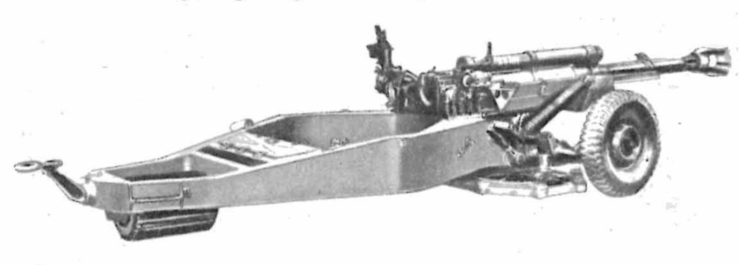
Bei den August-Manövern der in der ČSSR stationierten sowjetischen Truppen und der Volksarmee der ČSSR wurden mit modernsten sowjetischen Überschallflugzeugen gegen Versorgungseinrichtungen und Stellungen des „Gegners" Angriffe geflogen. Die Flugzeuge erreichten dabei Geschwindigkeiten von über 2 000 km/h.

Mi-10 im Truppendienst

Der überschwere sowjetische Kran- und Transporthubschrauber Mi-10 wird für verschiedene Hebe- und Transportarbeiten bei den sowjetischen Streitkräften eingesetzt. Im Manöver „Dwina" z. B. führten diese Hubschrauber u. a. Bergearbeiten aus, wobei steckengebliebene LKW und gepanzerte Fahrzeuge geborgen wurden. Der Mi-10 kann unter dem Rumpf sperrige Lasten bis zu 15 000 kg befördern. Die maximalen Abmessungen können dabei 20 × 6 × 3,4 m betragen. Der Tragschraubendurchmesser ist 35 m, die Leermasse 27 000 kg, die maximale Startmasse 43 450 kg.

Haubitze M-102 ▶

Die als Nachfolgetyp für die M-101 entwickelte Haubitze M-102 der amerikanischen Artillerie ist lufttransport- und abwurffähig. Durch ihre drehbar gelagerte Stützplatte und der anstelle des Erdsporns angebrachten Rolle kann das Geschütz im Rundumbeschuß eingesetzt werden. Die M-102 ist gegenüber der M-101 um 800 kg leichter (1 400 kg Masse in Feuerstellung).



Flugboot PS-1 in Erprobung

Japan will künftig nicht nur aus den USA gekaufte bzw. in Lizenz gebaute Kriegsflugzeuge, sondern in zunehmendem Maße Flugzeuge eigener Produktion verwenden. Seit Anfang des Jahres steht bereits das japanische Flugboot PS-1 für die Marinefliegerkräfte in Erprobung. Innerhalb der nächsten drei Jahre soll ein Strahltrainer eigener Konstruktion ausgeliefert werden.

„Panzermörser" M 113

Nach sechsjähriger Vorbereitungszeit soll jetzt der „Panzermörser" M 113 serienmäßig in die westdeutsche Armee eingeführt werden. Diese Kombination von 120-mm-Granatwerfer und amerikanischem MTW M 113, der vom Rüstungskonzern Rheinstahl konstruktiv verändert worden ist, soll in den schweren Infanteriebataillonen zugweise Verwendung finden. Damit sollen die dort noch im Einsatz stehenden 81- und 120-mm-Granatwerfer abgelöst werden. Der Kampfsatz des „Panzermörsers" wird 63 Wurfgranaten betragen.

FUG im Manöver

Der Aufklärungs-SPW ungarischer Konstruktion und Produktion FUG wurde auf der Grundlage des sowjetischen BTR 40 P entwickelt. Ein Czepel-Motor verleiht dem Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 100 km/h. Die Bewaffnung besteht aus einem überschweren MG bzw. einer kleinkalibrigen Kanone. Die erste Variante des FUG ist ohne Turm und in ihrer äußeren Form dem sowjetischen BTR 40 P sehr ähnlich. ▼



Kleinkampfschiffe mit Fla-Raketen?

Die Kleinkampfschiffe der westlichen Kriegsflotten sollen in Zukunft neben konventionellen Luftabwehrmitteln auch mit Fla-Lenkraketen bestückt werden. Entsprechende Entwicklungsarbeiten laufen in verschiedenen Ländern. In Serienfertigung steht gegenwärtig die britische Lenkwaffe Shorts Seacat. Das Projektil kann von einem leichten Drillingswerfer gestartet werden.

Bagger für polaren Einsatz

In den nordöstlichen Gebieten der Sowjetunion ist ein Spezialbagger aus den Woronesher Werken erfolgreich erprobt worden. Das Gerät konnte bei Temperaturen um minus 60 Grad noch arbeiten und bewegte 300 m³ gefrorenes Erdreich. Eine besondere Heizanlage garantiert ein erträgliches Klima für die Besatzung. Der Spezialgummi, aus dem Reifen, Dichtungen, Schläuche usw. hergestellt sind, bleibt auch bei extrem niedrigen Temperaturen elastisch. Als „Polartreibstoff" wurde eine hydraulische Flüssigkeit erprobt.

Leichte „Panzerfaust"

Ein neues panzerbrechendes Mittel, die „Panzerfaust" LRAC 89 mm F 1, ist in Frankreich entwickelt worden. Die Waffe besteht aus der Rakete mit Abschußbehälter und dem Transportbehälter. Beides zusammen wiegt 7,7 kg. Der Transportbehälter kann als Verlängerung des Abschußrohres verwendet werden. Der Gefechtskopf mit Hohlladung durchschlägt 400 mm Panzerstahl. Die Reichweite liegt bei 400 m. Eine kombinierte Zielvorrichtung arbeitet nach dem Schnittbildprinzip mit vierzehnfacher Vergrößerung. Wie bekannt wurde, bestehen der Abschuß- und Transportbehälter aus glasfaserverstärktem Kunststoff.

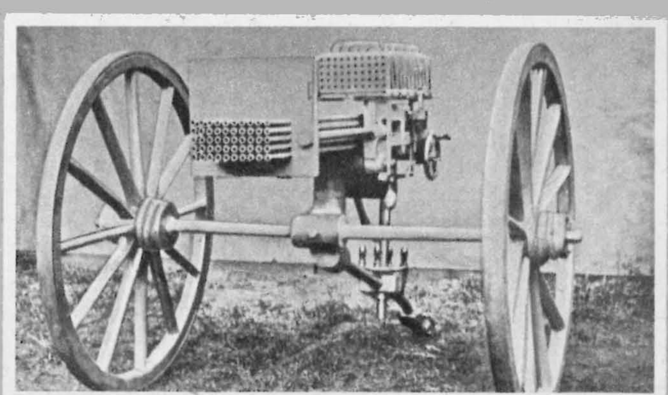


Die Mitrailleuse – Frankreichs „Wunderwaffe" 1870/71

Als eine Art „Wunderwaffe" setzte Frankreich im Kampf gegen die preußisch-deutschen Truppen die unter strengster Geheimhaltung produzierte Mitrailleuse (vom frz. Wort „mitrailler" = zusammenschießen) ein. Die französische Armeeführung hoffte, die Truppen des Gegners durch diese Neuentwicklung schnell besiegen zu können.
Nicht nur Frankreich überschätzte ihre Wirkung, auch die Gegenseite hegte übertriebene Befürchtungen. So schrieb zum Beispiel die kurz vor Ausbruch des Krieges erschienene „Populäre Waffenkunde", daß die Mitrailleuse „... jedes andere Feldgeschütz hinsichtlich der Wirkung auf Menschen und Pferde übertreffen wird." Sogar die 1871 gedruckte „Erklärung der Mitrailleuse" beginnt noch mit den Worten: „Das geheimnisvolle französische Ungeheuer – Mitrailleuse genannt ..."
Ähnliche Konstruktionen waren schon im 15. Jahrhundert aufgetaucht. Diese Waffen bezeichnete man als „Geschwindstücke" oder „Klotzbüchsen".
Allen diesen Erfindungen lag der Gedanke zugrunde, die Beweglichkeit der Handfeuerwaffen mit der Feuerkraft der Kanonen zu verbinden.
Die 1867 von de Reffye in Frankreich entwickelte Mitrailleuse hatte das Aussehen einer Bronzekanone. Das Geschützrohr umschloß einen quadratischen Stahlblock mit 25 Laufbohrungen von 13 mm Durchmesser. In die Kammer des Ladestückes wurde eine Büchse mit 25 Gewehrpatronen eingesetzt, die durch den Schloßmechanismus in kurzen Zeitabständen abgefeuert werden konnten. Die Feuergeschwindigkeit betrug etwa 125 Schuß/Minute. Die großen Erwartungen, die in die Mitrailleuse gesetzt wurden, erfüllten sich nicht.
Das Geschütz besaß ernste Mängel, die seinen Einsatz im Gefecht stark beeinträchtigten. Sein Hauptmangel war, daß es nur die Wirkung eines vervielfachten Schusses besaß. Da der Streuungskreis der Geschosse dem Durchmesser des Laufbündels entsprach, kam es häufig vor, daß ein Getroffener von Mitrailleusenkugeln buchstäblich durchlöchert wurde, sein Nebenmann aber unverwundet blieb. Andere Nachteile waren: geringe Schußweite sowie schlechte Ziel- und Deckungsmöglichkeiten. Mitrailleusen wurden in verschiedenen Staaten entwickelt, aber nach ihrem Versagen im deutsch-französischen Krieg 1870/71 bald wieder abgeschafft.
Nur Christophe, ein belgischer Mitrailleusekonstrukteur und -produzent, hielt starr an diesem Geschütztyp fest. Die nebenstehende Abbildung zeigt seine Mitrailleusekonstruktion, die er im Jahre 1882 dem sächsischen Kriegsministerium, da er wahrscheinlich keine anderen Abnehmer fand, zum Kauf anbot. Aber sein Schreiben wurde nicht beantwortet.

Klaus Geßner

(Nach Materialien des Deutschen Militärarchivs)



Marschmusik auf dem Appellplatz der Militärakademie „Friedrich Engels“ in Dresden. Die Absolventen des Jahrganges 1970 haben soeben ihre Diplome empfangen. Nun gehen sie zurück in die Truppenpraxis, für die sie hier neue Kenntnisse und Fähigkeiten erwarben. Den Offiziershörern eines anderen Marschblockes jedoch steht noch ein weiteres Studienjahr bevor. Es sind Oberste, Oberstleutnante, Majore, vordem Kommandeure und Stabsoffiziere. Neben anderen Auszeichnungen tragen die meisten an der Uniform die Medaille „Für treue Dienste“ mit der „XX“. Offiziere also, die bereits zwanzig und mehr Jahre in den bewaffneten Kräften dienen. Im Schnitt etwa 40 Jahre alt, haben sie sich noch einmal auf die Schulbank gesetzt. Im Jahr seines 150. Geburtstages gehen sie zum „General“, wie Friedrich Engels genannt wurde, in die Lehre, um die wachsenden politischen und militärischen Aufgaben der NVA in den 70er Jahren erfolgreich meistern zu können.



„Die taktische Beweglichkeit ... muß bei solchen (kommunistischen — R. D.) Soldaten ... bedeutend sein; sie sind robuster, gelenkiger, intelligenter als alles, was die jetzige (bürgerliche — R. D.) Gesellschaft leisten kann.“

Friedrich Engels

„Lehrgefechtsstand“ steht an der Tür. Ich betrete einen Gang, der zu mehreren kleinen Arbeitsräumen führt.
In einem arbeitet Oberstleutnant Siegward Peter (auf dem Foto vorn), neben ihm Oberstleutnant Rolf Martin. Über eine Arbeitskarte gebeugt, studieren sie die farbigen Eintragungen: Linien, Pfeile, Symbole verschiedener Waffengattungen, Uhrzeiten, Bezeichnungen von Truppenteilen und Einheiten. Rot die eigenen Kräfte, blau der „Gegner“.
Operativ-taktische Ausbildung, kurz OTA genannt. Die Arbeitsgruppe handelt als Stab eines Panzertruppenteils. Die Aufgabe lautet, sich auf die Führung eines Begegnungsgefechtes vorzubereiten. Oberstleutnant Peter arbeitet als Offizier des Pionier- und Chemischen Dienstes, Oberstleutnant Martin als Artillerieoffizier. Nach den Aufklärungsergebnissen schätzen sie die Kräfte des „Gegners“ ein und vergleichen sie mit den eigenen. Sie erwägen die Absichten und zu erwartende Handlungen des „Gegners“ und folgern daraus notwendig werdende Maßnahmen. Da summt die Wechselsprechanlage.
„Die 87 zum Kommandeur!“ Der Pionieroffizier ist gemeint. Oberstleutnant Peter richtet sich auf und verschwindet. Kurz darauf kehrt er zurück. In der Hand einen Bogen Pauspapier, auf dem mit Tusche Koordinaten und eiförmige Figuren eingetragen sind.
„Na, Sigg, was gibt's?“, möchte Martin wissen. „Sarin-Schläge des ‚Gegners‘. Heute früh neun Uhr. Meldung eines Kradfahrers vom Divisionsstab.“ Der „Gegner“ setzt chemische Kampfmittel ein. Genosse Peter sucht auf der Karte die angegebenen Koordinaten und legt das Pauspapier darauf.
„Westlich Burgstein. Wer liegt dort?“
„Das zweite Bataillon.“
Mit einem violetten Filzstift trägt er die neuen Angaben ein. Fragen gehen ihm durch den Kopf: Gibt es Ausfälle? Sind die eigenen Handlungen beeinträchtigt? Kann sich das Bataillon selbst entgiften? Wie lange dauert das? Sind andere Einheiten, die in der Windrichtung liegen, gefährdet? Sollten sie verlegen? ... Siegward Peter geht Frage für Frage durch. Auf jede muß er schnell eine Antwort finden. Der Kommandeur erwartet seine Vorschläge. Er geht nach dem Prinzip jeder Stabsarbeit vor: Die wenigste Zeit für den Stab, die meiste für die unterstellten Einheiten. „Wie lange braucht ein Panzerbataillon zum Entgiften?“, geht es ihm durch den Kopf. Dem Pionieroffizier fehlen die Erfahrungen für Entgiftungszeiten von Panzereinheiten. Doch hier an der Militärakademie muß er sich mit allen Waffengattungen und ihren Einsatzprinzipien befassen, unabhängig von seiner eigenen Spezialausbildung. Eine Forderung der sozialistischen Militärwissenschaft, die sich aus der Praxis der modernen Truppenführung ergibt.
Siegward Peter blättert in seinem Arbeitsbuch. Da findet er die Tabelle, die er beim Studium eingetragen hat.
„Wann war das? Um Neun? Jetzt ist es ...“ Er sieht auf die Uhr, dann auf die Tabelle. In Gedanken überschlägt er die bis jetzt vergangene Zeit, zieht alle übrigen Faktoren in Betracht. Konzentrierte Gedankenarbeit in wenigen Minuten. Sie erfordert hohes Können, schöpferisches militärwissenschaftliches Herangehen, Verantwortungsgefühl. Seine Überlegungen können für den weiteren Verlauf der Gefechtshandlungen ausschlaggebend sein.
Nach wenigen Minuten überschaut Oberstleutnant Peter die neu entstandene Lage. Sein Vorschlag an den Kommandeur steht fest: Das Bataillon entgiftet sich selbst, ohne fremde Hilfe. Kräfte, Mittel und die Zeit reichen aus. Vom Bataillonskommandeur die Ausfälle melden lassen! Voraussichtlicher Zeitpunkt der Einsatzbereitschaft um ... Oft noch stellt Oberstleutnant Peter bei diesem Stabsspiel derartige Überlegungen an. Er arbeitet gründlich, gewissenhaft. Wie er heute lernt, so wird er morgen seine Einheit führen. ▶

Des Lernens ist kein Ende

Oberstleutnant Rolf Dressel

„Und bedenken Sie, meine Herren, daß das Mitglied einer solchen (kommunistischen – R. D.) Gesellschaft im Falle eines Krieges ... ein w i r k l i c h e s Vaterland, einen w i r k l i c h e n Herd zu verteidigen hat, daß er also mit einer Begeisterung, mit einer Ausdauer, mit einer Tapferkeit kämpfen wird, vor der die maschinenmäßige Geschultheit einer modernen (bürgerlichen – R. D.) Armee wie Spreu auseinanderfliegen muß."

Friedrich Engels



Es kommt dem Genossen Peter sichtlich ungelegen, daß ich ihn in seiner Stube aufsuche. Er ist nicht etwa unfreundlich. Doch er fürchtet um seine Zeit. Er möchte studieren, nutzt dafür jede freie Stunde. Aber je länger wir miteinander sprechen, desto freimütiger gibt er mir Auskunft, weshalb er sich entschloß, nun noch einmal die Schulbank zu drücken. Das Studium ist hart. Und mit 39 Jahren ist er nicht mehr der Jüngste ...

„Da kostet es schon etwas mehr Mühe, sich den Stoff einzuprägen und ihn im richtigen Zusammenhang zu begreifen", erklärt er. „Aber ich fühle mich nicht alt. Es gibt Genossen, die auch mit über 40 noch ausgezeichnete Studienergebnisse erreichen. Wenn nur die innere Bereitschaft, der feste Wille zum Lernen da ist."

Siegward Peter betrachtet diese Eigenschaften als etwas Selbstverständliches. Und er begründet es damit, daß er doch Voraussetzungen mitbringt, nicht unvorbereitet hierher gekommen ist.

Werkzeugmacher wollte er werden, der Sohn eines Straßenbauarbeiters. Nach 1945 in Spremberg. Doch er konnte die Lehre nicht abschließen, der Betrieb wurde demontiert. Eine Folge des faschistischen Raubkrieges. So wurde er Demontagearbeiter, dann Traktorist, später Zivilangestellter bei der Volkspolizei. Im Juni 1949 ging er freiwillig zur Volkspolizeischule in Pirna. Er wurde Offizier, Zugführer, Kompaniechef, später stellvertretender Stabschef und dann 1. Stellvertreter in einem Pionierbataillon. Ab 1963 war er Bataillonskommandeur. Von seinem Vater, seit 1927 Kommunist und nach 1945 Bürgermeister in Graustein, zu klassenmäßigem Denken und Handeln erzogen, wurde Siegward Peter 1950 Parteimitglied.

In all diesen Jahren lernte er unermüdlich hinzu. Er sammelte umfangreiche Erfahrungen, wuchs mit der Verantwortung. Hatte er es als Pionieroffizier zu Anfang noch mit Schrotsägen, Dieselrammen und einfachen Holzbrücken zu tun, so besaß sein Bataillon zuletzt komplizierte Technik, neueste Straßenbaumaschinen ebenso wie mechanisierte Brückenlegegeräte.

Doch nicht allein die moderne Militärtechnik stellt heutzutage hohe Anforderungen. Als Kommandeur stand Siegward Peter auch vielen anderen Problemen gegenüber, die er anpacken und lösen mußte.

„Friedrich Engels bezeichnete den Krieg als eine Kunst, die gewissen Regeln unterworfen ist. Seine Einschätzung gilt heute noch weit mehr als vor über hundert Jahren", meint Genosse Peter. „Es sind viel mehr Waffengattungen, Spezialtruppen usw., die der Kommandeur führen, mit denen er den Sieg erringen muß. Wissenschaftlich führen, das heißt Menschen überzeugen, sozialistische Klassenkämpfer erziehen, Psychologe und Pädagoge sein. Das heißt die neuesten Erkenntnisse der operativen Kunst und Taktik gründlich zu kennen und praktisch anzuwenden. Ohne hohe Qualifizierung ist es nicht mehr möglich, das moderne Militärwesen zu beherrschen. Was man in den 50er Jahren einmal gelernt hat, reicht für die 70er Jahre nicht mehr aus."

„Die Partei des Proletariats war ziemlich stark in der badisch-pfälzischen Armee vertreten, besonders in den Freikorps ... Die entschiedensten Kommunisten waren die couragiertesten Soldaten."

Friedrich Engels

Im Klubraum der Lehrgruppe. Die Parteimitglieder haben sich versammelt. Das 13. ZK-Plenum und der Umtausch der Parteidokumente stehen zur Debatte. Lernen ist Lebensaufgabe – diese Forderung der Partei nimmt hier konkrete Gestalt an. Die Genossen sind sich einig darüber. Sie wollen vor allem die Arbeit in den Studienkollektiven intensivieren.

„Wir müssen das letzte Studienjahr effektiv nutzen, um uns umfangreiche politische und militärische Fähigkeiten für die praktische Arbeit in der Truppe anzueignen", hatte Oberst Fritzlar, der Parteisekretär, ausgeführt.

Ich spreche mit Oberstleutnant Peter über die Wirksamkeit des kollektiven Lernens. Welchen Nutzen hat es ihm bisher gebracht? „Die Kollektive sind eine große Hilfe", sagt er und erklärt weiter, daß die Vierer-Gruppen seit Beginn des Studiums bestehen. Man mußte sich erst kennenlernen, die Stärken und Schwächen des anderen. Sie helfen einander in den Fächern, wo es nötig ist. So hatte Siegward Peter anfangs Schwierigkeiten in der Informationstheorie, speziell auf nachrichtentechnischem und mathematischem Gebiet. Die Genossen Urbanczyk und Schwurack sprachen mit ihm einzelne Probleme durch und halfen ihm, die Schwerpunkte zu begreifen. Ergebnis: Jetzt braucht er sich darüber keine Kopfschmerzen mehr zu machen.

Spürbar wird das kollektive Lernen besonders, wenn Übungen, Prüfungen und Belegarbeiten bevorstehen. Alle sind daran interessiert, gut abzuschneiden. Das setzt bei jedem die Bereitschaft voraus, dem Kollektiv zu dienen, aber auch seine Hilfe, und sei es harte Kritik, zu beherzigen.

Siegward Peter war in einer Parteiversammlung kritisiert worden. Seine Aktivität im Unterricht war zeitweilig unbefriedigend. Er hatte das schon selbst gemerkt; es hing mit seinem ruhigen, zurückhaltenden Wesen zusammen.

„Ich versprach, künftig aktiver mitzuarbeiten. Das habe ich, glaub' ich, bisher auch gehalten. Es kribbelt einen schon, wenn man vom Kollektiv kritisiert wird. Aber als Kommandeur, als Offizier braucht man starkes Selbstvertrauen, um solche Dinge zu eliminieren."

Mit seinen bisherigen Studienergebnissen ist Genosse Peter zufrieden. Er liegt im guten Durchschnitt der Lehrgruppe, genießt Ansehen und Vertrauen. Für eine Belegarbeit im Fach Operativ-taktische Ausbildung erhielt er die Note 1.

Das Studium hat ihm schon jetzt, ein Jahr vor dem Abschluß, viele neue Erkenntnisse vermittelt. So ist ihm z. B. jetzt klarer als vorher, was es heißt, analytisch zu arbeiten. „Heute würde ich da manches anders anpacken", gesteht er. „Da gab es in unserem Bataillon eine Periode, wo sich Wachvergehen häuften. Wir suchten die Ursachen bei den unteren Kommandeuren, in ungenügender Wachbelehrung und Durchsetzung von Vorschriften. Wir analysierten auch, aber nur mehr gefühlsmäßig, nicht systematisch, nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Jetzt weiß ich, wie man die Fehlerquellen besser aufdecken und beseitigen kann."



Immer wieder kommen wir auf die militärische Praxis zu sprechen. Denn sie ist Ausgangspunkt, Kriterium und Ziel der wissenschaftlichen Arbeit, die an der Militärakademie „Friedrich Engels" geleistet wird. Oberstleutnant Siegward Peter bemüht sich, schöpferisch militärwissenschaftlich zu denken, konsequent parteilich zu analysieren und revolutionär zu handeln. Damit ist er ein würdiger Schüler von Friedrich Engels, dem Begründer der sozialistischen Militärtheorie und Militärpolitik, dem großen Sohn unseres Volkes.



MÜHLHAUSEN

Eben sind wir mit dem Lift in das erste Haus am Platz, in das siebenstöckige Hotelhochhaus hinaufgefahren, schon schweifen unsere Blicke über die Stadt: Nach „hintenraus“ im Vordergrund ein Spitzwegidyll und im Hintergrund Schornsteine als Himmelszeichen der Industrie; nach „vornraus“ moderne Geschäftshäuser rechterhand, in der Mitte die Blasiuskirche aus dem 13. Jahrhundert (die rechts auf unserem Foto noch zu erkennen ist) und dann sorgsam restaurierte Patrizierhäuser links zu unseren Füßen. Ein reizvoller Kontrast der Farben und Baustile, ein Kontrast der Jahrhunderte.

Ja, Johann-von-Otthera-Stadt ist eine Reise wert.

Natürlich, Sie haben diesen Namen noch nicht gehört. Aber so müßte die Stadt zu unseren Füßen heißen, wenn es nach jenem Herrn Fritz Dreiheller ginge. Jüngst hat er (protegiert von namhaften westdeutschen Historikern) eine Schrift veröffentlicht, die den überraschenden Titel trägt: „Johann von Otthera – der Retter der thüringischen Stadt Mühlhausen im Bauernkrieg.“

Ja, um Mühlhausen, die Thomas-Müntzer-Stadt geht es, richtiger: um Mühlhausen und wider die Thomas-Müntzer-Stadt.

Der Stadtsekretär von Otthera war ein Fürstendiener und damit nach Dreiheller *der* Mann, und „ihm gebührt ein Denkmal. Nicht dem, der am Unglück Mühlhausens durch seine irrsinnige weltfremde Agitation schuld ist.“

Mit dem Unglücksbringer ist Müntzer gemeint, und damit wird eine uralte Logik offenbart: „Nicht die Ausbeuter, sondern die Ausgebeuteten sind schuld. Hätten sie nicht aufgemuckt, die Müntzers und natürlich auch die Thälmänner, wären sie nicht ermordet worden! Hätten sie in Mühlhausen 1525 nicht gegen die Feudalen und 1920 nicht gegen die Kapp-Putschisten die Waffen erhoben, wären sie bestenfalls verhungert.“

So uralt diese Logik – so

aktuell. Und damit entpuppt sich das schriftliche Denkmal für Johann von Otthera, geschaffen von Herrn Dreiheller, als ein simpler ideologischer Achtgroschenjungendienst in historischem Gewande.

Es ist aber auch eine Logik der Geschichte, daß heute Müntzer mit gegürtetem Schwert in Mühlhausen steht und daß im Rathaus ein Bild hängt, das ihn im Kreise bewaffneter Bauern zeigt. Und auch das ist *lebendige* Geschichte. So ist der einstige Fahnenträger des Mühlhäuser NVA-Regiments zum Beispiel heute Bürgermeister im Rathaus, und er trägt im gewissen Sinne heute wieder eine Fahne voran.

Im Vorjahr wurde Mühlhausen auf einem Staatsakt in Berlin vom Staatsratsvorsitzenden ausgezeichnet, weil es bei der Verwirklichung der sozialistischen Kommunalpolitik voranschritt. Die Vertreter der Betriebe, der Genossenschaften, der gesellschaftlichen Organisationen und staatlichen Organe ziehen in Mühlhausen nicht nur in der „großen Politik", sondern auch bei den „kleinen", örtlichen Aufgaben an einem Strang. Eine höhere Stufe der Demokratie – als deren Vorkämpfer wir auch Thomas Müntzer betrachten.

Ebenfalls im Rathaus, dort, wo unter Führung Thomas Müntzers der „Ewige Rat", das neue Machtorgan, eingesetzt wurde, treffen wir den jugendlichen Stadtarchivar, Genossen Dr. Günther. Er hat im Rathaus mit seinen Mitarbeitern eine wohl einmalige Kartei angelegt. Sie erfaßt alle Personen und Orte auf dem Wege Thomas Müntzers. Wenn Dr. Günther nicht zu jung wäre, könnte man sagen, die Thomas-Müntzer-Forschung ist sein Lebenswerk.

Und da erhält er von diesem Achtgro ..., von diesem Herrn Dreiheller dessen (Mach) Werk mit persönlicher Widmung zugeschickt! Eine Zumutung! Denn dessen Lobeshymne auf Otthera ist, ja, muß zwangsläufig eine Schmähschrift wider Thomas Müntzer sein. Danach war Müntzer ein „Mordbrenner" und „Mordprophet", war er „wie alle Verrückten – partiell irrsinnig" und „litt unter einem Freund-Feind-Komplex". „Mordprophet"? „Freund-Feind-*Komplex*"?

„Die Einsetzung des ‚Ewigen Rates' in Mühlhausen verlief ohne Blutvergießen." Und Dr. Günther verweist auf den in dieser Hinsicht ähnlichen Verlauf der Machtergreifung im November 1917 in Rußland. Er schildert uns auch ein jüngeres Beispiel aus dem Mühlhäuser Gebiet. Vor 50 Jahren, während des Kapp-Putsches, wollten bewaffnete Arbeiter aus Mühlhausen den Arbeitern Langensalzas zu Hilfe eilen. Vor Großengottern versperrte ein von Junkern geführter Trupp den Weg. „Nicht schießen, wir sind doch alle Brüder!" mit diesem Ruf erhoben sich die Arbeiter – die Waffen gesenkt –, und bezahlten ihre Vertrauensseligkeit mit dem Tod zweier Kampfgenossen.

„Es darf kein Gesetz der Geschichte für uns sein, daß eine revolutionäre Bewegung für sich immer erst wieder aufs neue die Grausamkeit und Brutalität der alten Ordnung entdeckt", sagt der Genosse und Historiker Dr. Günther. So ist die Geschichte des Bauernkrieges eine höchst aktuelle Sache, in Hamburg wie in Mühlhausen. Das war sie übrigens auch für Friedrich Engels, der nach der 1848er Revolution eine wichtige Schrift über den „Deutschen Bauernkrieg" verfaßte. Stellen wir uns einmal vor, Friedrich Engels käme heute ins Mühlhäuser Gebiet, etwa nach Großengottern. Wir taten es bereits auf Seite 78 in dem Beitrag: „Bei den Großen und Kleinen von ‚Gurken'gottern".

– th



DDR UNSER VATERLAND

Potenzen

Von Kunstpreisträger Helmut Preißler

Es ist so eine Sache mit der Erkennbarkeit der Potenzen und Perspektiven auf den ersten Blick. Ich jedenfalls muß eingestehen, daß ich vor acht Jahren, als ein reichliches Dutzend schreibender Grenzsoldaten, zum ersten Mal zu einem Zirkel zusammenkommandiert, um mich versammelt war, entmutigend geringe Potenzen und folglich kaum Perspektiven für diesen Zirkel sah. Da waren nur drei oder vier, die sich schon einmal literarisch versucht hatten, drei oder vier andere, die dilettantisch Schlagzeilen und Allgemeinplätze zu primitiven Versen zusammenreimten und glaubten, Gedichte geschrieben zu haben, und etwa die Hälfte der Anwesenden hatten bisher nur passiv etwas mit der Literatur zu tun gehabt, wußten nicht, was sie in einem Zirkel schreibender Soldaten sollten, fragten sich und andere, wie sie da hineingeraten waren. Sie waren neugierig dem Befehl gefolgt, wie sich das für Soldaten gehört. Aber als wir uns einander vorstellten, war Ratlosigkeit bei den meisten, und als ich das Allgemeinwissen, vor allem in den Bereichen der Kultur, getestet hatte, war auch ich erst einmal ziemlich lange ratlos. Wo und womit sollte man da anfangen? Sollte man überhaupt anfangen? Wann konnte man hoffen, einen Grund gelegt zu haben? Und wie viele würden nach der ersten Zusammenkunft wiederkommen?

Wir klärten vorerst einmal die Frage: *Kann man Schreibfähigkeit im Menschen entwickeln? Indem man sie zum Schreiben kommandiert?* Wir stellten fest: In allen Schulen der Welt geschieht das, wenn die Schüler Aufsätze schreiben müssen. Also: man kann. Und wie alle Bedürfnisse, kann man natürlich auch das Schreibbedürfnis in jedem Menschen wecken, zumal in jedem Menschen das Bedürfnis lebt, sich anderen mitzuteilen, mündlich zumeist, doch auch schriftlich, wie es das Schreiben von Briefen beweist. Also war bei genauerem Bedenken die Lage gar nicht so aussichtslos. Man mußte dieses reichliche Dutzend Schreibwilliger so lange weiterhin zum Schreiben kommandieren, bis bei ihnen das Bedürfnis, literarisch zu schreiben, geweckt sein würde. Das durfte natürlich nicht zu lange dauern. Bei gutem Willen würde mit den zunehmenden Schreibfähigkeiten das Bedürfnis zu schreiben wachsen, die besseren Ergebnisse würden Mut und Fleiß vergrößern. Und daß alle viel erlebt und also mitzuteilen hatten, zeigte sich in den Gesprächen sehr bald. Wir entwarfen ein Bildungsprogramm für die ersten zwei Jahre, für die ersten sechs einwöchigen Zirkeltagungen.

Und sie waren alle wieder da, vier Monate später, kommandiert und doch überwiegend schon freiwillig, also bedürftig. Wir hatten uns viel erzählt in den ersten Wochen und hatten uns nun noch mehr zu erzählen. Es gab sogar bei manchen schon kleine literarische Pläne, kleine Ergebnisse gar schon. Unser Bildungsprogramm machte neugierig, so sehr auch die Fülle des Unbekannten erschreckte. Zwei Jahre Festigung des ideologischen Wissens, Studium und Erproben der stilistischen Mittel und Möglich-

---

Unteroffizier der Reserve Bodo Zabel

An meine Eltern

Das Ziel euch klar und frei der Horizont,
seid ihr voll Zuversicht durchs Land gegangen.
Doch schließlich unterlag die rote Front.
Die Heimat war in braunem Dunst gefangen.

Der zwang dich, Vater, in ein Mauerloch,
und deine Tage waren ohne Licht,
vier Schritt Bewegung nur und Knüppel, doch
der Glaube an den Sieg erlosch dir nicht.

Ihr beide habt ihn tief in euch behalten,
den Eisengittern mutig abgerungen —
bis er, zur Riesenmacht sich aufgeschwungen,
um frei der Heimat Zukunft zu gestalten.

Heut steh' ich Posten in Wald und weiten Feldern,
schütz', was ihr erkämpft, mein Dank an Euch, Genossen Eltern.



In eigener Sache, Linolschnitt
Kollektivarbeit der Arbeitsgemeinschaft Bildnerisches Volksschaffen der Grenzbrigade Meiningen, in der auch die anderen Grafiken entstanden.

keiten, der Besonderheiten der verschiedenen literarischen Genres. Dafür waren Lehrbücher angeschafft worden und wurden verteilt. In den zwei Jahren wollten wir außerdem die wichtigsten Epochen und Werke der Literatur kennenlernen, und die Liebe zur bildenden Kunst, zur Musik und zum Theater sollte durch das Vermitteln der grundlegenden Kenntnisse in diesen Kunstbereichen geweckt werden. Und immer stand dabei noch der Auftrag im Vordergrund, sich schriftlich auszusagen, Erlebtes zu erinnern und zu durchforschen, Emotionen und Gedanken sich bewußt zu machen, das Wesentliche zu finden und niederzuschreiben, möglichst bald schon literarisch und massenwirksam. Unsere Zirkelarbeitswoche, meist in einem abgelegenen Heim organisiert, hatte oft 18-Stunden-Arbeitstage. Daran hat sich bis heute kaum etwas geändert. Und keinem ist das zuviel.

Denn die Arbeit war bald Bedürfnis; wurde trotz aller Mühe immer öfter zum Vergnügen. Musik hören, von Händel bis Dessau, von Tschaikowski bis Schostakowitsch! Literatur erleben und begreifen, von Lessing bis Brecht, von Puschkin bis Majakowski! Und das Wandern durch die Kunstgalerien! All das war zuerst schwere, mühevolle und ermüdende Arbeit, ging es doch um die „schwere" Kunst. Doch nachdem das Hören und Sehen etwas geübt war, brachte die Mühe Gewinn und war bald keine Mühe mehr, sondern Freude. Immer mit dem Kennenlernen des Neuen potenzierte sich der Genuß am zuvor Kennengelernten durch das bessere Verständnis. Viele wurden sehr rasch schon „süchtig", konnten ohne Buch und Bild und gute Musik nicht mehr sein. Als wir begannen, hatte kaum einer der Zirkelmitglieder eine gewichtige Bibliothek, und Diskothek war ein sehr fremdes Fremdwort. Heute hat jeder seine eigene mehr oder weniger umfangreiche und qualitätsvolle Hausbibliothek und -diskothek und eine Sammlung von Bildreproduktionen. Außerdem geht jeder in die Bibliothek, in das Konzert, in die Galerie, in das Theater. Beinahe zu einem Vergnügen, zum außerplanmäßigen kulturvollen zusätzlichen Studienurlaub sind die Arbeitswochen der Arbeitsgemeinschaft schreibender Soldaten der Grenztruppen nach sieben Jahren geworden.

Sie haben alle das Schreiben gelernt, die Kommandierten. Die einen besser, die anderen brauchbar. Doch sie sind keine Schriftsteller geworden und haben keine derartigen Ambitionen. Das volle Bemühen der schreibenden Grenzsoldaten galt vom ersten Tage an der Erfüllung des Auftrages, der sinngemäß lautet: Berichten vom Leben und von der Arbeit der Grenzsoldaten der DDR, von ihrem Alltag, dem



Gefreiter Jürgen Haufe: Begegnung mit Renate, Lithographie.

Dienst, dem Kampf, immer mit dem Ziel, dadurch das Bewußtsein, die Moral und die Kampfkraft der Soldaten und der verbündeten Bevölkerung zu stärken. Dazu war und ist ständige Festigung und Stärkung des eigenen Bewußtseins, der eigenen Moral und Einsatzbereitschaft notwendig. Wer die Auseinandersetzungen erlebt, die nicht nur um Manuskripte sondern auch um Verhaltensweisen geführt werden, der weiß, daß die Tagungen halt doch zu keinem zusätzlichen vergnüglichen Urlaub geworden sind, daß hart gerungen wird, um die Persönlichkeitsentwicklung so sehr wie um die Entwicklung gültiger, wirksamer literarischer Arbeiten. Es gilt die Parole: Kein geschriebenes Wort ohne die entsprechende Tat! Nur wer gerade und tatkräftig durch die Geschichte unserer Tage geht, kann gerade und Taten bewirkende Geschichten und Gedichte schreiben. Mit den literarischen Versuchen haben alle immer eine Absicht, und es stellt sich der Autor damit frei der Kritik in unserer Arbeitsgemeinschaft und in seiner Einheit. Die Kritik ist nach einhelligen Aussagen der Be-

troffenen in der Arbeitsgemeinschaft stets härter als in der jeweiligen Einheit.

Sie haben sich nichts geschenkt in den beinahe acht Jahren, die schreibenden Soldaten des Kommandos der Grenztruppen der DDR. Dadurch haben sie ihren Genossen und Mitbürgern neben manchen nützlichen Berichten, Geschichten und Gedichten, zwei Bücher geschenkt: „Postengang", 1968 ausgezeichnet mit dem Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen der DDR, und „Grüne Leuchtkugeln", 1970 ausgezeichnet mit dem Kunstpreis des FDGB. Freilich sind sie froh über diese beiden Bücher und stolz auf die beiden Auszeichnungen. Doch ihre Arbeit ist ihnen dadurch nicht leichter geworden, sondern schwerer, denn die Verpflichtung ist gewachsen. Sie spüren, daß sie „frisches Blut" nötig haben und kümmern sich um den Nachwuchs. (Unentdeckte schreibende Grenzsoldaten, bitte melden! Auch solche, die es werden wollen!) Und sie kümmern sich vor allem um ihre Bildung. Denn sie haben begriffen: Nur wer anderen etwas Wesentliches zu sagen hat, kann wirksam schreiben. Dazu ist Wissen nötig, Wissen und Können! Was geschrieben wird, soll gut und immer besser, vor allem aber richtig und wichtig und nützlich sein. Unserer Sache zu nützen, haben die Grenzsoldaten das Schreiben erlernt; immer werden sie lernen, noch besser zu schreiben, um unserer Sache noch besser nützen zu können.

Hauptmann der Reserve
Werner Karnstedt

Kind des Soldaten

Du nimmst mit Ungeduld die Hand,
die ich dir gab — ich wollte gehn —
und ziehst mich in dein Kinderland.
Alleine spielt es sich nicht schön.

Die bunte Puppe Monika
ist ohne Vati gar nicht froh,
auch Teddy liegt ganz traurig da,
ihm geht es sicher ebenso.

„Die anderen Vatis wohnen hier!"
sagst du zu mir. „Du sollst nicht gehn,
bleib doch bei Teddy und bei mir!" —
Du weinst und kannst es nicht verstehn,

daß ich dir sag: „Noch geht es nicht!
Fort muß ich, wird es uns auch schwer.
Daß keiner dir dein Spiel zerbricht,
ruft mich die Pflicht und mein Gewehr."

Erhard Dix:

Ich bin einem Helden begegnet

Er saß am Tisch neben uns in einem Wolgograder Straßencafé. Der Abend war schwülwarm. Von der Wolga brachte der leichte Ostwind den Geruch von Öl und Fischen und den bitteren Duft des von der Sonne gedörrten Wermutkrautes mit.

Die Tische des Straßencafés waren dicht besetzt.

Wir tranken Mineralnaja Woda und schrieben Ansichtskarten nach Hause. Die Rubel waren schon knapp. Der Mann am Nebentisch trank Wodka aus einem hohen geschliffenen Wasserglas, aß dazu Schwarzbrot und kleine Gewürzgurken.

Mit ihm am Tisch saß ein vielleicht um wenige Jahre älterer, der leise auf ihn einredete und ihm immer wieder ein Glas mit Mineralwasser zuschob. Er schob es ebensooft über den Tisch zu ihm zurück. Das, was der andere ihm sagte, wischte er mit einer geduldigen Handbewegung weg. Dann griff er wieder nach dem geschliffenen Glas, spießte mit der Gabel eine Gurke vom Teller, brach ein Stückchen vom Brot ab und trank einen Schluck nach.

Er hatte kräftige weiße Zähne, ein noch junges Gesicht unter dem leicht zerzausten weißen Haar. Über der Brusttasche seiner dunkelblauen Jacke steckte eine bunte Ordensschnalle. Der andere an seinem Tisch hatte einen hellen Staubmantel über die Schultern gehängt, den er mit der linken Hand am Hals zusammenhielt, die andere Hand hielt das Wasserglas umfaßt. Seine hellen Augen blickten den Gegenüber aufmerksam an. In seinem Blick war weder Zorn noch Mitleid, doch glaubte ich Besorgnis in ihm zu erkennen. Er schwieg, während der Mann mit der Ordensschnalle mit den Fingern den Rhythmus der Musik aus dem Lautsprecher auf die Marmorplatte des Tisches trommelte. Ab und zu warf er einen Blick zu uns herüber.

Die Uhr, drüben an einem hohen Gebäude mit einer blau-roten Leuchtschrift auf dem Dach, zeigte auf kurz vor einundzwanzig Uhr. Der Himmel über der Stadt war tiefblau, noch war es nicht dunkel, nur unter den Parkbäumen begannen sich Schatten zu ballen. Der Mann am Tisch neben uns legte die Gabel aus der Hand und griff nun doch nach dem Wasserglas. Er leerte es mit einem kräftigen Zug, nahm das geschliffene Glas zwischen zwei Finger und stand auf. Ohne auch nur einen Schritt zu schwanken, ging er hinüber zum Ausschank, blickte sich noch einmal um, winkte seinem Gefährten mit der freien Hand zu, als wollte er ihn beruhigen, dann war er zwischen den Menschen verschwunden ...

▶

Ich spürte, daß nicht nur der Mann mit dem hellen Staubmantel ihm nachsah, sondern auch wir alle. Noch hatte keiner von uns etwas zu dem Geschehenen gesagt. Eigentlich war ja auch nichts geschehen, und doch spürte ich, daß der Mann im Staubmantel kämpfte. Kämpfte? Ich wollte mich eben meinen Freunden am Tisch zuwenden, vielleicht ein witziges Wort fallen lassen, als der Weißhaarige zurückkam. Wenige Meter vor dem Tisch blieb er stehen.

Über uns hinweg zog ein Flugzeug seine Bahn, die roten und grünen Positionslichter blinkten, als wären sie die ersten Sterne, die Motoren der Maschine heulten auf – sie mußte eben gestartet sein und versuchte rasch Höhe zu gewinnen.

Der Mann hob die freie Hand, sie schien leicht zur Faust geballt... dann ließ er sie sinken, tat die letzten Schritte zu seinem Stuhl, wuchtete das frisch gefüllte Wodkaglas auf die Tischplatte und ließ sich auf den Stuhl fallen.

Dann beugte er sich zu uns herüber, beide Hände auf die Tischkante gestützt. Sein Gefährte legte ihm die Hand auf den Arm, er blickte ihn an. Dann fragte der Mann mit der Ordensspange: „Deutsch... ja?"

Von uns antwortete keiner, aber ich bemerkte, wie alle mit dem Kopf nickten und sich dem Fragenden zugewandt hatten.

Er langte in seine Rocktasche und holte ein Päckchen BJELOMORKANAL hervor, schnippste eine Papyros aus dem Einriß, knickte mit geübtem Griff das Pappmundstück und nahm sich Feuer. Dann reichte er die Schachtel mit einer einladenden Bewegung zu uns herüber. Er sog an seiner Zigarette, blies den Rauch aus dem rechten Mundwinkel. Dann fragte er unvermittelt: „Junkerrs... verrstehn? Heinkel... Messerrschmitt... verrstehn...?"

Er sah uns abwartend an, steckte die Zigarettenpackung wieder in die Tasche.

„Wir verstehen, ponimajesch..." sagte einer von uns zurück.

Der Mann nickte bedächtig, nahm sich, ohne die Gabel zu benutzen, eine Gurke vom Teller, legte sie aber wieder zurück und schwieg.

„Wir sind Deutsche", sagte ich, „Touristen... verstehen Sie? Aus der DDR..." Und ich setzte langsam hinzu: „Touristen – Nemetzki Demokratischski Respublika..."

Er nahm das geschliffene Glas vom Tisch, hielt es fest in der Hand als wollte er es zerdrücken und trank es mit einem Zuge aus. Der Mann mit dem hellen Staubmantel legte mir leicht die Hand auf die Schulter:

„Wassilj Kusmitsch versteht Sie... er war auch noch ein paar Jahre in Deutschland..."

Er nahm die Hand von meiner Schulter, sein Blick ging von mir zu Wassilj Kusmitsch, kehrte zurück.

Dann sagte er: „Ich heiße Fjodor Iwanowitsch...", er machte eine Pause, zerbröckelte ein Stückchen Brot zwischen seinen Fingern, dann setzte er hinzu: „Ich weiß nicht, ob Sie Wassilj Kusmitsch verstehen, manchmal fällt es sogar mir schwer..."



Gefreiter Jürgen Haufe: Grenzposten, Lithographie.

An unserem Tisch schwiegen alle. Wir sahen Fjodor Iwanowitsch an.

Der wandte sich Wassilj Kusmitsch zu. Kusmitsch hatte wieder nach dem Wasserglas gegriffen. Er goß sich aus der Flasche nach.

„Tak", sagte er, dann noch, „Tschewo..."

In diesem Augenblick stand eine Frau hinter ihm und begann auf ihn einzureden.

Wir konnten nicht verstehen, worum es ging. Nur eines bemerkte jeder von uns: Fjodor Iwanowitsch lächelte, und Wassilj Kusmitsch drückte seine Papyros mit einer heftigen Bewegung im Aschenbecher aus.

Er knöpfte noch im Sitzen seine Jacke zu, strich sich die grauen Haarsträhnen aus dem Gesicht und stand hastig auf. Er reichte Fjodor Iwanowitsch die Hand, zerrte die BJELOMORKANAL-Packung aus der Tasche, warf sie auf unseren Tisch. Dann winkte er uns, schon im Gehen, grüßend zu und war nach wenigen Augenblicken gemeinsam mit der Frau im

Dunkel des hereinbrechenden Abends verschwunden.

„Sitzen Sie noch ein wenig?“ fragte Fjodor, wartete nicht auf unsere Antwort und stand rasch auf. Mit einer Karaffe Wodka kam er zurück.

Er goß ein.

„Wassilj Kusmitsch trinkt selten“ sagte er dabei. „Eigentlich nur, wenn er unten am Ufer war, waren Sie unten am Ufer, an der Mühle?“ Wir nickten.

„Dort stand, als die Faschisten Stalingrad zu stürmen versuchten, seine Flakbatterie.“ Er schwieg, hob sein Glas, und wir tranken schweigend.

„Die erste Tote war dort seine Schwiegertochter, sie war Sanitäterin, eine Me 109 riß sie mit der Bordkanone in Stücke. Die Heinkel, die Junkers 87 und die Messerschmitt griffen jeden Tag an. Kusmitschs Batterie sicherte eine der wenigen Flußfähren, die vom Ostufer Munition und Verpflegung herüberbrachten. Es war ein harter Kampf. Ich war Politstellvertreter des Flakregiments, in dem Kusmitsch diente“, und er fügte hinzu, nachdem er den Mantel von der Schulter gleiten ließ, „wir kennen uns schon seit 1920.“

Er fuhr fort und strich sich dabei mit der Hand über die Stirn:

„Kusmitsch verlor alle Kämpfer seiner Batterie, nur er und ein Junge von kaum 16 Jahren, der war Ladekanonier, blieben am Leben. Nun geht er ein-, zweimal im Monat hinunter ans Ufer, dorthin wo seine Batterie einmal stand... und dann sieht er sie wieder liegen, seine Mascha, Petja, Kolja und all die anderen...“

„Und dann ist er hier...“, fragte ich „und...“ Ich sprach nicht weiter.

Fjodor Iwanowitsch sagte: „Ja, dann ist er hier...“, er sprach nicht weiter, sondern lächelte. Dieses Lächeln war ein ganz besonderes Lächeln, eigentlich konnte man es nur an den Fältchen, die seine Augen umkränzten, erkennen.

„Dann ist er hier, aber er ist nie allein.“

„Sie sind immer dabei, ja?“ fragte jemand.

Fjodor Iwanowisch griff nach der Schachtel BJELOMORKANAL, zog eine Papyros hervor und schob sie dann doch wieder zurück.

„Heute war ich hier, aber sie haben ja Tamara gesehen“, er fügte rasch hinzu: „Die Frau, vorhin?“

Wir hatten sie alle gesehen, natürlich.

„Heute war ein Wasserrohr defekt, im Kindergarten, hier in unserem Bezirk..., verstehen Sie?“

Ja, wir verstanden Fjodor Iwanowitsch.

Oberstleutnant Aue:

Der Streichholzturm

Da sich der Kompaniechef aus Büchern nicht allzuviel machte, schenkten sie ihm zu seinem Geburtstag einen aus 999 Streichhölzern eigenhändig und fachgerecht gebastelten Beobachtungsturm.

„Gut gemacht“, sagte der Hauptmann. „Aber wie kamen sie gerade auf so eine originelle Idee, Genosse Müller?“

Während der Soldat nach einer plausiblen Erklärung suchte, drehte Wegener den Turm prüfend nach allen Seiten und brummte zufriedengestellt wiederholt vor sich hin: „Sie haben schon was gelernt, diese Teufelskerle...“

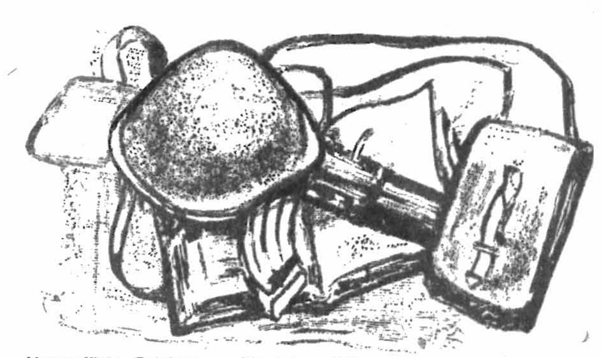
Doch in diesem Augenblick zog sich eine leichte Falte über das von harten Grenzerjahren gezeichnete Gesicht. Was sah er da? Wollten sie ihn zum besten halten, oder hatten sie die Aufstiegsleiter tatsächlich vergessen?

„Sagen Sie mal, Genosse Müller, seit wann haben Grenzer Flügel?“

Müller, der seinen Kompaniechef kannte, straffte sich vorschriftsmäßig.

„Melde, Genosse Hauptmann: Die Streichhölzer des hiesigen Konsums reichten nicht mehr aus. Bitte um Stadtausgang, möchte die Sache in Ordnung bringen.“

Wegener tastete mit einem prüfenden Blick den Soldaten ab, legte ihm behutsam die Hand auf die Schulter und meinte mit väterlich warmer Stimme: „Ist schon gut, mein Lieber. Den Stadtausgang erhalten Sie, sobald Sie den Knopf an der rechten Brusttasche angenäht haben... Übrigens hätten Sie dann schon ein Streichholz als Sprosse für die fehlende Leiter.“



Unteroffizier Teichmann: Marschgepäck Lithographie.

Interessierte Leser seien daran erinnert, daß zwölf der in „Postengang“ und „Grüne Leuchtkugeln“ enthaltenen Arbeiten im Soldatenmagazin erstveröffentlicht wurden, so „Der Weg zu den drei Birken“, „Ein Pfundsgrand“ und „Der Entschluß“. Am 23. Juni 1970 übergab der Chef der Grenztruppen, Generalleutnant Peter, der ZAG den gesellschaftlichen Auftrag, mit der Arbeit an einem neuen Buchvorhaben zu beginnen. Dieses Buch wird den Kampf um die Sicherung der Staatsgrenzen der DDR beinhalten und anläßlich des 25. Jahrestages der Republik erscheinen. Es trägt den Arbeitstitel: „AN UNSEREN GRENZEN ENDET IHRE MACHT.“ Die Redaktion



Geburtstagsfest in BRAZZAVILLE

Eine Militärdelegation der DDR besuchte die Volksrepublik Kongo und erlebte dort den 4. Jahrestag der Armée Populaire Nationale mit

Von den Tribünen am Armee-Boulevard in Brazzaville wehen am 22. Juni 1970 rote Fahnen mit fünfzackigem goldenem Stern, grünen Palmenzweigen, goldenem Hammer und gleichfarbiger Hacke. Die Staatsflagge der Volksrepublik Kongo, ein Symbol des siegreichen Volkskampfes im ersten Lande Schwarzafrikas.

Vor zwei Tagen begannen die Geburtstagsfeierlichkeiten für die Volksarmee. Ihr Höhepunkt wird heute, am Jahrestag, eine Militärparade sein.

Ein junger, sehr sportlich wirkender Offizier tritt an die Mikrofone. Es ist Major Marien Ngouabi, Vorsitzender der Kongolesischen Partei der Arbeit (PCT), Präsident der Volksrepublik und Oberbefehlshaber der Armee. Herzlich begrüßt er die Ehrengäste aus 17 Staaten – unter ihnen auch eine Militärdelegation aus der DDR, geleitet von Oberst Heinrich Winkler.

Motorengeräusch dröhnt auf, die Parade beginnt. Zweimotorige Transportflugzeuge vom Typ DC-3 brausen über den Platz. Bereits am Tage zuvor waren sie zu militärischen Vorführungen gestartet. Doch da hatten sich nach dem Vorbeiflug ihre Luken geöffnet, weiße Seidenschirme entfalteten sich, und unter dem Beifall der versammelten Volksmenge landeten Soldaten des Fallschirmjägerbataillons. Sie zeigten Zielsprünge sowie Elemente der Nahkampfausbildung. Heute marschieren die Fallschirmjäger – ausgerüstet mit „Kalaschnikows", rückstoßfreien Geschützen, 120-mm-Granatwerfern und Fla-MGs – an den Tribünen vorbei.

Dieses Fallschirmjägerbataillon gilt als Kerntruppe der kongolesischen Volksarmee – nicht nur, weil es sich bei ihm um eine traditionelle Eliteformation handelt, sondern vor allem auch, weil es unter den tropischen Naturverhältnissen Schwarzafrikas am schnellsten und wirksamsten zu handeln vermag. Sein Kommandeur: Major Ngouabi, der Staatschef. Die zahlenmäßige Stärke dieses „Bataillons" übertrifft bei weitem die von Bataillonen, wie sie zum Beispiel bei uns üblich sind; und so beherrschen die roten Barette im wahrsten Sinne des Wortes die Parade. Doch natürlich bleiben auch die anderen Waffenfarben nicht unbemerkt: Die grünen Barette der Infanteristen, die blauen der Artilleristen und die schwarzen der motorisierten Schützen, die auf SPW 152 und LKW „Molotow" vorbeirollen und ebenfalls bereits am Vortag zeigten, mit welch großer Geschicklichkeit sie während der Fahrt ab- und wieder aufzusitzen vermögen.

Immer wieder brandet der Jubel der Menge auf, werden anfeuernde Zurufe laut; und diese Begeisterung gilt nicht schlechthin dem militärischen Schauspiel, sie ist Ausdruck der engen Verbundenheit zwischen Volk und Armee. So populär, wie die immer wieder spontan wiederholte Losung: „Alles für das Volk, nur für das Volk!", so volkstümlich sind auch die von der

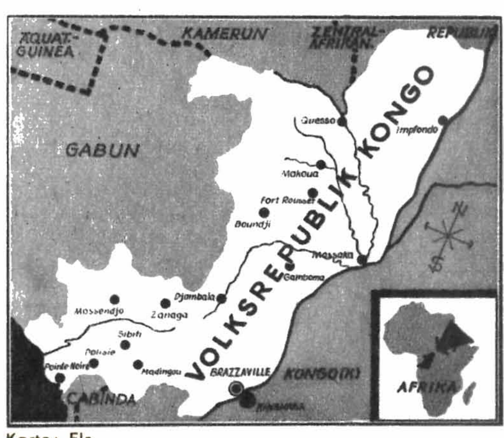
Auf der Ehrentribüne: Die Militärdelegation aus der DDR.
Bild links: Major Marien Ngouabi, Vorsitzender der PCT, Präsident der Volksrepublik und Oberbefehlshaber der Armee.



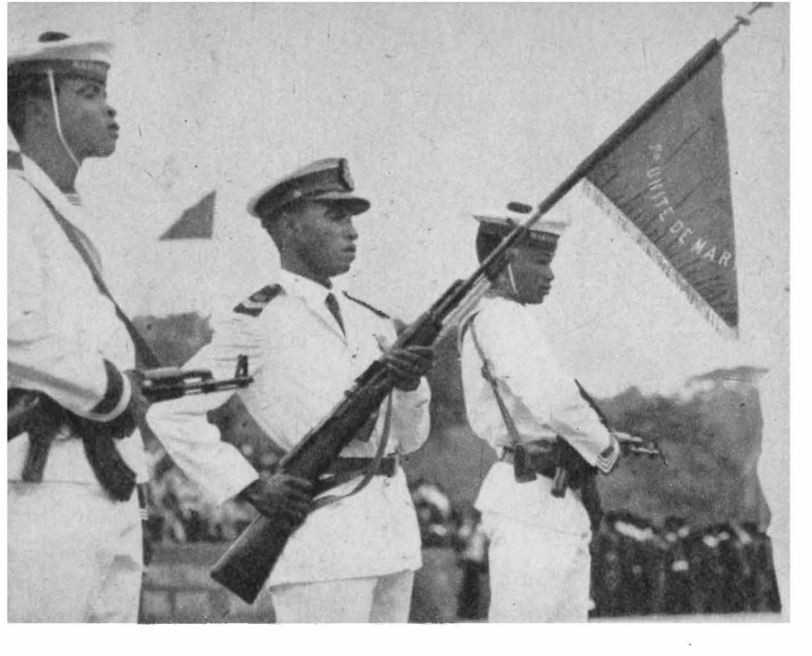
Stichwort
VOLKSREPUBLIK KONGO

Die Volksrepublik Kongo umfaßt ein Territorium von etwa 340 000 km², auf dem rund eine Million Menschen leben, davon etwa 70 000 Arbeiter. Hauptstadt ist Brazzaville, bedeutendster Hafen Pointe Noire.
Das Land wurde am 15. 8. 1960 formal unabhängig und zur Republik erklärt; jedoch blieb unter dem Kolonialregime des Abbés Youlou die französische Kolonialherrschaft faktisch bestehen. Im August 1963 stürzten patriotische Kräfte die Verräterregierung, und es entstand die Nationale Revolutionsbewegung (MNR).
Als 1968 die Revolution in Gefahr geriet, übernahm der progressive Flügel der MNR unter Führung des damaligen Fallschirmjägerhauptmanns Marien Ngouabi die Macht, ein Nationaler Revolutionsrat wurde geschaffen. Bisherige Höhepunkte der dann folgenden Entwicklung waren die Konstituierung der Kongolesischen Partei der Arbeit (PCT) sowie die Ausrufung der Volksrepublik Kongo am 31. 12. 1969.
Die Verfassung der Volksrepublik legt fest, daß die Macht über Partei und gewählte Volksräte vom Volk ausgeübt wird.
1969 wurde die Eisenbahn verstaatlicht, und die Regierung bemüht sich, den staatlichen sowie den genossenschaftlichen Wirtschaftssektor zu stärken.

Haupterzeugnisse des Landes sind Kali, Holz, Erdöl, Blei, Zink, Diamanten, Palmöl und Zucker. Starken wirtschaftlichen Einfluß besitzen zur Zeit noch Frankreich und – durch umfangreiche Holzimporte – indirekt auch Westdeutschland.
Laut Verfassung ist der Vorsitzende der PCT zugleich Staatspräsident, Regierungschef und Oberbefehlshaber der Armee. Diese wurde am 22. Juni 1966 aus den bis dahin bestehenden Streitkräften in eine Nationale Volksarmee umgewandelt. Höchster Dienstgrad ist – wie in Kuba – der Major (Kommandante). B-t



Karte: Els



Die Seestreitkräfte der jungen Volksrepublik – beim Hafen Pointe Noire stationiert – verfügen erst über wenige Boote. Doch die Matrosen nehmen den Schutz ihrer Heimat deshalb nicht weniger ernst als ihre Kameraden mit den roten, grünen, blauen und schwarzen Baretten.

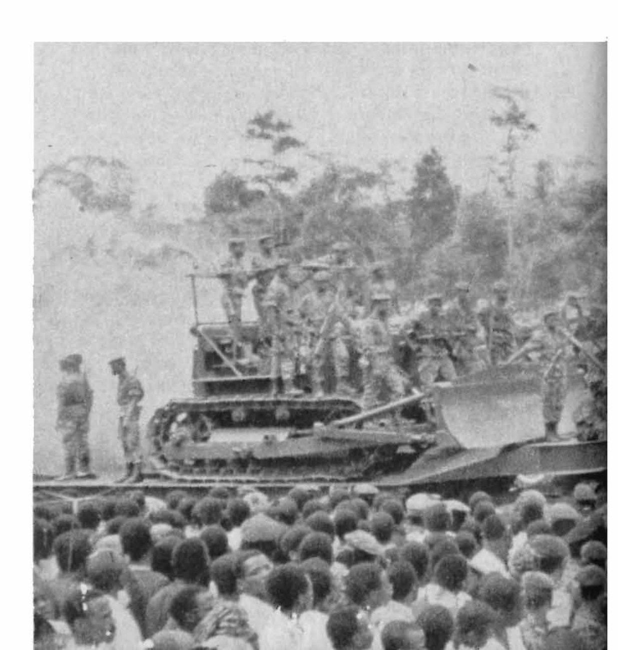
Den Fallschirmjägern gehört noch immer das Herz des Präsidenten; und so trägt er nicht nur hin und wieder ihre Uniform, er ist auch noch immer unmittelbar ihr Kommandeur. (Auf dem Foto im Gespräch mit dem Ersten Sekretär des ZK der Kongolesischen Partei der Arbeit, Claude Ernest N'dalla.)

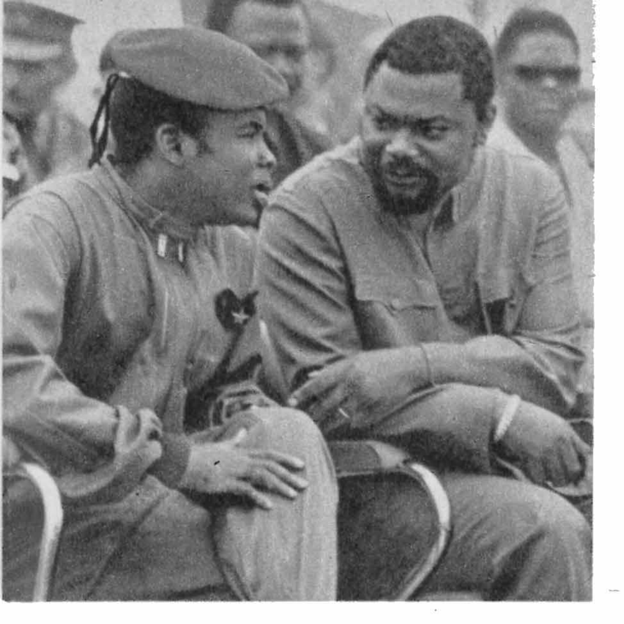
kongolesischen Partei- und Staatsführung aufgestellten drei Funktionen der Armee. Danach ist sie erstens ein Zentrum der politischen Arbeit, der Bildung und Erziehung, zweitens obliegt ihr natürlicherweise der Schutz gegen imperialistische Angriffe; und schließlich gehört es zu ihren Aufgaben, zu produzieren. Ganze Einheiten arbeiten beispielsweise neben ihrer Ausbildung in Betrieben, beim Straßenbau und in der Landwirtschaft. Jeder, der weiß, welch trauriges Erbe der Kolonialismus hinterlassen hat, kann leicht ermessen, welche lebenswichtigen Aufgaben der kongolesischen Volksarmee damit übertragen wurden.

Bei offiziellen Empfängen, auf Exkursionen und bei zwanglosen Unterhaltungen mit Partei- und Staatsfunktionären sowie mit Militärangehörigen aller Dienstgrade lernen unsere Genossen viele der damit zusammenhängenden Probleme kennen. So erfahren sie beispielsweise, daß sich die Armee zum großen Teil aus den bewußtesten Mitgliedern der Partei, der Gewerkschaft und des Jugendverbandes rekrutiert, die von ihren Organisationen delegiert werden; daß dabei unter anderem aber auch soziale Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Denn bei der von den französischen Kolonialisten hinterlassenen und nur allmählich einzudämmenden Massenarbeitslosigkeit hat ein Soldat (oder anderer „fester Verdiener") oft die gesamte Sippe, eine Großfamilie von meist vierzig bis fünfzig Personen, finanziell zu unterstützen.

Bei solchen Gesprächen finden andererseits auch die Probleme des sozialistischen Aufbaus in unserer Republik, das feste Freundschaftsbündnis mit der Sowjetunion, Fragen des Verhältnisses zum imperialistischen Westdeutschland und die Aufgaben der NVA reges Interesse bei den kongolesischen Partnern. Nach dem Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren wird weiterhin gefragt, nach dem Parteiaufbau in der Armee und immer wieder nach den Möglichkeiten der Überzeugungs- und Erziehungsarbeit, nach den Formen der politischen Schulung. Denn ein festgefügtes System der parteipolitischen Arbeit ist in der jungen kongolesischen Armee noch im Aufbaustadium begriffen. Zur Zeit arbeiten als politische Organe in den Einheiten Revolutionskomitees, die schon vor Gründung der Kongolesischen Partei der Arbeit und der Volksrepublik existierten.

Da es noch nicht möglich ist, in allen diesen Einheiten Parteiorganisationen aufzubauen, sind die Parteimitglieder Angehörige des jeweiligen Revolutionskomitees und haben dort die Linie der Partei zu vertreten sowie Schulungen zu politischen Tagesfragen zu organisieren. Grundlage der Arbeit ist das Statut der Partei, in dem es u. a. heißt: „... Ziel ist die Errichtung einer Gesellschaft, in der es keinerlei Ausbeutung des Menschen durch den Menschen mehr gibt ... Die Kongolesische Partei der Ar-

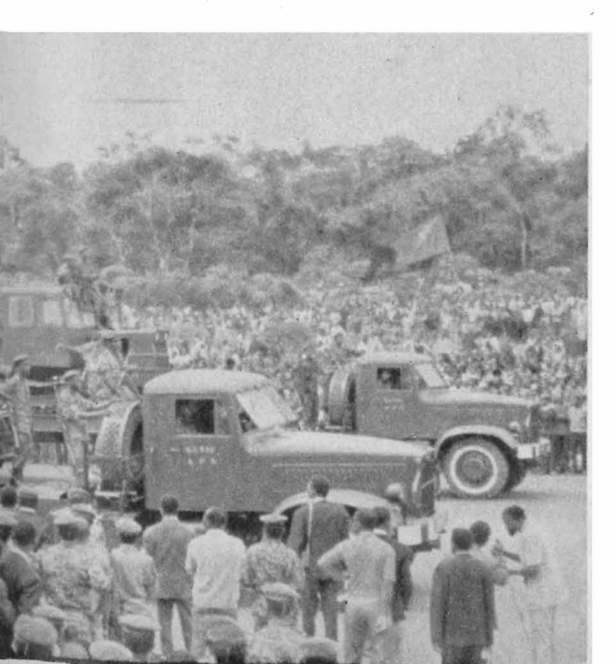




beit ist eine proletarische Partei und der führende Kern des kongolesischen Volkes ... Die theoretische Grundlage, von der sich die PCT in ihren Ideen und Handlungen leiten läßt, ist der Marxismus-Leninismus."

Daß eine solche Zielstellung in einem Land, dessen Werktätige zumeist Bauern mit erst geringfügig entwickelter Warenproduktion, Handwerker und andere kleine Gewerbetreibende sind, nicht leicht zu verwirklichen ist, dürfte verständlich sein. Welche Probleme das weiterhin mit sich bringt, davon zeugt das Beispiel eines Offiziers, der eine große Plantage im Norden des Landes erbte und sich – gewiß nicht ohne innere Kämpfe – inzwischen dazu durchrang, sie unter den Landarbeitern aufzuteilen. Sein Kommentar heute: „So löse ich mich von der Vergangenheit."

Bei allen Gesprächen, auch mit den noch jungen Soldaten, zeigt sich: Sie sind sehr diszipliniert und doch eifrig und voll revolutionären



Elans. Ganz offensichtlich haben sie sich zu eigen gemacht, was auch in dem Festprogramm der mehrtägigen Feierlichkeiten zu lesen ist: „Der Soldat neuen Typus wird sich durch politische Aktivität, ökonomisches Denken und das Streben nach hohen militärischen Leistungen auszeichnen." Da die Volksrepublik u. a. auch darum ringt, aus über 70 Volksstämmen eine Nation zu formieren, spielt eine solch klare Orientierung der Armeeangehörigen eine besonders wichtige Rolle – ebenso wie ihr brüderliches Verhältnis zu der anderen bewaffneten Organisation der kongolesischen Werktätigen, der Volksmiliz.

Auch ihre Formationen ziehen während der Parade an den Tribünen vorüber. Mit Maschinenpistolen und Karabinern bewaffnet die Männer, unbewaffnet die meist zu Ordnungs- und Sanitätsdiensten eingesetzten Frauen. Alle in blauen Arbeitskombinationen – und nicht weniger diszipliniert marschierend als ihre Kampfgefährten der Armee. Mit ihr arbeitet die Volksmiliz eng zusammen. Die Miliz ist zumeist regional organisiert, verfügt jedoch auch in den verhältnismäßig wenigen größeren Betrieben über Stützpunkte. Überall, wo sich im Verlaufe dieser Reise die Gelegenheit ergibt, mit Milizionären zu sprechen, entwickeln sich zwischen ihnen und unserer Militärdelegation ebenfalls freundschaftliche Gespräche.

Zum Höhepunkt wird jedoch der Empfang der Delegation durch Präsident Marien Ngouabi in dessen Amtssitz in Brazzaville. Oberst Winkler überreicht dem Präsidenten eine Grußbotschaft des Ministers für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, in der u. a. bekräftigt wird, daß sich die Nationale Volksarmee der DDR eng mit den Angehörigen der kongolesischen Volksarmee verbunden fühlt und mit Sympathie die Fortschritte im Kampf gegen die reaktionären Pläne der inneren und äußeren Feinde der Volksrepublik Kongo verfolgt.

Offen zeigt der Staatschef seine Freude über die herzlichen Worte, und er sagt, daß er den Minister gern einmal persönlich kennenlernen würde. Beeindruckend ist, wie informiert er sich im Laufe der weiteren Unterhaltung über spezielle Probleme der DDR zeigt und mit welcher Anteilnahme er die Entwicklung in unserer Republik verfolgt. Dabei betont er besonders die gemeinsamen Interessen im Kampf gegen den Imperialismus, als einer festen Basis des weiteren Zusammenwirkens.

Und so nehmen die Mitglieder der Delegation schließlich – als sie sich auf dem Flughafen von ihren neugewonnenen kongolesischen Freunden verabschieden – als stärksten Eindruck das Empfinden mit in die Heimat, daß ihr Besuch in der Volksrepublik Kongo ein großer Erfolg für die weitere Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen mit diesem jungen nationaldemokratischen Staat ist, der den Weg zum Sozialismus beschritten hat.

Hauptmann Berchert





J. C. Schwarz



Die Stadt Pirmasens liegt am Westrand des Pfälzer Waldes. Zieht man nach Osten eine waagerechte Linie von Pirmasens bis zum Rhein, so wird man ungefähr auf dieser Linie die Festungen Landau und Germersheim finden, von denen Germersheim direkt am Rhein liegt und in 20 Kilometer Abstand nach dem Pfälzer Wald hin Landau. Beide Festungen beherrschen in dieser geographischen Höhe völlig das linke Rheintal, das in 20 Kilometer Breite zwischen ihnen verläuft, und von diesen zwei Festungen aus versuchen im Frühjahr 1849 etwa 4000 königlich-bayrische Soldaten, den Aufstand des Volkes, die Truppen der sogenannten Insurgenten in Schach zu halten. Es geht um die Früchte der 48er Revolution: Im März des Vorjahres ist es in den deutschen Landen zu einer bürgerlich-demokratischen Revolution gekommen, und in Frankfurt am Main hat sich eine provisorische Zentralgewalt konstituiert, die eine Reichsverfassung zur Überwindung der Kleinstaaterei und zur Liquidierung der Vorrechte des Adels ausarbeitete

und seit dem 28. März dieses Jahres verkündet hat. In Baden hat das Volk sogar gleich am Anfang den Großherzog verjagt und ebenso wie in der Pfalz eine provisorische Regierung gebildet, die das zur Volksbewegung übergegangene ehemalige großherzogliche Heer verstärken will und die Aufstellung von Volkswehren gebilligt hat. Das soll der Durchsetzung der Reichsverfassung in ganz Deutschland dienen, denn während 28 kleine Staaten das Werk der Frankfurter Paulskirche unterstützen, weigerten sich in Bayern, Hannover, Preußen und Sachsen die Könige nicht nur, sondern haben die blutige Konterrevolution zur Niederschlagung der Volksbewegung in ihren eigenen Ländern und in ganz Deutschland organisiert. Seit dem Herbst 1848 haben in Preußen und Österreich König und Kaiser das Heft bereits wieder fest in den Händen, und seit Mai dieses Jahres sind auch Sachsen und Westfalen ein Opfer der Konterrevolution geworden. Die Aufständischen, die in Dresden und anderen Teilen Sachsens zunächst in heftigen, spontanen Barrikadenkämpfen den regulären sächsischen und preußischen Truppen eine Niederlage beigebracht und nach der Flucht des Königs eine provisorische Regierung eingesetzt haben, sind inzwischen der militärischen Übermacht unterlegen. Das war möglich, weil die Bourgeoisie dieser Staaten sich aus Angst vor den selbständigen sozialen und revolutionären Forderungen der Arbeiter und Handwerker nach anfänglichem Revoltieren ganz schnell wieder mit den alten Gewalten arrangiert hat. Jetzt, im Juni 1849, schickt sich die preußische Konterrevolution an, in der Pfalz und in Baden als den letzten Bastionen der Revolution militärisch zu intervenieren. Auf ihrem Vormarsch rechnen sie auf die Hilfe der Festungen, in denen sich noch fürstentreue Besatzungen halten.

Mitte Juni 1849 haben die königlich-bayrischen Besatzungen der Festungen Landau und Germersheim wenig Glück bei dem Versuch, die Insurgenten in Schach zu halten. Vielmehr werden sie selbst in Schach gehalten von den wenigen hundert Mann eines Freischärlerkorps unter Leitung des ehemaligen Leutnants und jetzigen Mitgliedes des Bundes der Kommunisten Willich, dem es gelingt, alle Ausfallversuche aus den beiden Festungen durch geschicktes Disponieren der Kräfte zurückzuschlagen. Zur militärischen Erfahrung Willichs gesellt sich als weiterer Vorteil die Tatsache, daß in seinem Korps überwiegend Arbeiter kämpfen, deren Kerngruppe aus Kommunisten besteht. Er verfügt also über Kämpfer, die nicht bei jedem Knall in Panik davonlaufen und deren kämpferische Entschlossenheit auf einer guten Überzeugung beruht.

Seit dem 13. Juni hat der Freikorpsführer Willich einen neuen Adjutanten, einen Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung", die von den Preußen nach der blutigen Zerschlagung der rheinpreußischen Insurrektion dadurch lahmgelegt wurde, daß man ihren Chefredakteur Karl Marx aus Preußen ausgewiesen, die anderen Redakteure verhaftet oder mit Verhaftung bedroht hat. Allzu deutlich hat diese Zeitung, das Sprachrohr des „Bundes der Kommunisten", die Dinge beim rechten Namen genannt. Willichs Adjutant ist ein großer, schlanker, gut aussehender Mann im Alter von etwa 30 Jahren, der nicht nur durch seinen Geist und seine Bildung für den Beruf eines Redakteurs, sondern auch durch seinen Mut und seine rasche Auffassungsgabe für den Beruf des Soldaten wie geschaffen ist. Willich hat den Genossen mit Freuden aufgenommen und ihn zu seinem Adjutanten bestimmt, dem im Operationsfall eine Abteilung von Arbeiter-Insurgenten untersteht. Wenigstens in bezug auf diese Bereicherung seines Stabes ist Willich ganz sicher. Er ist es in bezug auf andere ihm unterstellte Leute oft weniger. Die 6000 schlecht, zum Teil mit Sensen bewaffneten Kämpfer in der Pfalz, von denen einige hundert das willichsche Freikorps bilden, setzen sich — wie alle Insurgenten-Armeen — aus den verschiedensten Elementen zusammen. Sie sind zum größten Teil militärisch völlig unausgebildet und unvorbereitet und betrachten die sehr ernste Auseinandersetzung, die ihnen bevorsteht, als eine Art Volksfest, für dessen Verlauf ihrer Meinung nach die Unwiderstehlichkeit ihrer revolutionären Gesinnung ausschlaggebend ist. Die Mehrzahl von ihnen stammt aus dem kleinen Bürgertum, das die Morgenröte demokratischer Freiheiten ersehnt, aber andererseits Existenz und kleinen Besitz zu verlieren hat. Deshalb werden sie im Augenblick ernster Gefahr unsicher, auch wenn sie gut bewaffnet sind, weil sie sich fragen, ob der Verzicht auf demokratische Freiheiten für ihren Besitz nicht vorteilhafter ist als völlige materielle Vernichtung. Sie haben, im Gegensatz zu den Arbeitern, etwas zu verlieren, und da sie Freiwillige sind, glauben sie, zu ihren Familien zurückkehren zu dürfen, wenn der Kampf auf Leben oder Tod ihnen unbehaglich zu werden beginnt.

Nach dem 10. Juni hat eine Übermacht von 30 000 gut bewaffneten und reichlich von Artillerie unterstützten preußischen Soldaten die pfälzische Grenze überschritten und beginnt im Dreieck Saarbrücken—Speyer—Germersheim in zwei großen Kolonnen zu operieren. Der revolutionäre polnische General Mierosławski hat zwar die Leitung der pfälzisch-badischen Insurgenten-Armee übernommen, aber er trifft erst am 10. Juni im badischen Hauptquartier rechts vom Rhein ein, in einem Augenblick also, in dem die disziplinierten und militärisch ausgebildeten Preußen unter Leitung geschulter Offiziere die Pfalz besetzen und die Aufständischen bereits vor sich hertreiben. Mierosławski, der sehr schnell die Qualität der ihm unterstellten Truppen erkennt, befiehlt den

Rückzug bis zum Rhein, den Übergang auf das rechte Rheinufer und die Verteidigung der Rheinübergänge bei Mannheim, Speyer und Knielingen gegen die nachrückenden Preußen. Ziel dieser Operation: Zeit gewinnen für die Reorganisierung und Neuaufstellung der badisch-pfälzischen Insurgenten-Armee östlich des Rheins auf badischem Boden, sozusagen im Schutz der militärisch gesicherten Natur-Barriere. Dieser Befehl und der Druck der preußischen Truppen zwingen Willich, seine Operationen um Landau und Germersheim abzubrechen. Da Mierosławski befohlen hat, sich „fechtend" zurückzuziehen, marschiert Willich mit seinem Korps in die Berge westlich von Landau, den Preußen im Pfälzer Wald entgegen, an den Strömen der weichenden pfälzischen Armee vorbei, die sich in entgegengesetzter Richtung auf allen Straßen südöstlich nach Knielingen hinunterwälzt, wo der Rhein den Insurgenten einen bequemen Übergang ins Badische bietet. Willich will mit seinen Leuten versuchen, die Preußen im Gebirge aufzuhalten und den Rückzug zu decken.

In Willichs Freikorps dient ein junger Druckergeselle aus Köln, Mitglied des „Bundes der Kommunisten", den sie alle „Hanne" nennen. Abends in der Dunkelheit sitzen Hanne und der Redakteur aus Köln, dessen Zeitung Hanne gedruckt hat, im Schutz einer Felswand im dichten Pfälzer Wald vor einem schwach glimmenden Biwakfeuer und ziehen an ihren ebenso schwach glimmenden Tabakspfeifen. Die fünfzig Mann der Abteilung des Adjutanten, soweit sie nicht als Wachposten aufgestellt sind, haben ihre Gewehre als Pyramiden aufgebaut und versuchen, ein paar Stunden Schlaf zu finden, was nicht einfach ist, denn viele beunruhigt die Aussicht auf den Morgen, der um diese Jahreszeit früh heraufzudämmern pflegt und einen hitzigen Tag einzuleiten verspricht. Es ist warm und still, manchmal hört man die Schritte der Wachposten oder den Klageruf eines Käuzchens, das sich über die Anwesenheit der Männer mit den offenen Feldblusen, den verschiedenen Mützen und den gar schrecklichen schwarzen Bärten hinwegsetzt und immer wieder seine Rufe ertönen läßt, was die Abergläubischen unter den Männern mit heimlichem Grauen erfüllt. Wer wird den morgigen Tag überleben? Wer ist gezeichnet als nächstes Opfer des Kriegsgottes?

„Hast du auch vor den Preußen Angst?" fragt lächelnd der Adjutant Willichs den Jungen. Hanne hat ein Gesicht wie ein Mädchen, er ist der Jüngste in Willichs Freikorps.

„Ja", antwortet Hanne leise, „die Angst habe ich, aber ich will mir Mühe geben, mich wie ein anständiger Kerl zu benehmen."

„Die Preußen haben es nicht eilig, und sie schießen herzlich schlecht. Wenn wir klug sind, ist die Gefahr nicht sehr groß."

„Ja, das kann sein."

Sie schweigen eine Weile, saugen an den Tabakspfeifen, stoßen Rauch aus. Plötzlich beginnt der Junge wieder zu reden.

„Wir sind zu Haus sechs Kinder, und die Großmutter lebt auch bei uns. Das Geld reicht nicht hin und nicht her. Drei Kinder, Vater und Mutter arbeiten, also fünf Personen, aber sie sind außerstande, die Familie richtig zu ernähren und zu erhalten. Fünf Menschen mühen sich täglich zwölf Stunden ab, mehr als ein Hundeleben kommt dabei nicht heraus. Ich dachte, man müßte etwas tun für eine gerechtere Ordnung, für ein besseres Leben. Aber Angst habe ich trotzdem. Ich glaube, mehr Angst vor mir selbst als vor den Preußen. Ich war noch nie in einem richtigen Gefecht. Ich weiß daher nicht, ob ich feige oder mutig sein werde. Ist es wahr, daß sich die Menschen in so einem Augenblick völlig verändern und ihre wahre Natur zum Vorschein kommt? Wie ist meine wahre Natur?"

An das schwach glimmende Feuerchen, das zu erlöschen droht, ist aus dem Dunkeln eine Gestalt herangetreten. Es ist der neue Leutnant, der vor ein paar Tagen aus Karlsruhe mit Empfehlungen Brentanos[1] herüberkam. Der Mann heißt Sperling und hat sich sofort höchst herausfordernd benommen. Er erklärte Willich, daß er eine eigene Abteilung zu führen wünsche und hierfür die nötige Qualifikation besitze. Willich versprach, an ihn zu denken, und bat ihn, sich doch vorübergehend seinem Adjutanten in dessen Abteilung unterzuordnen. In den nächsten Tagen, wenn man zur Ruhe käme, wolle Willich ihm eine eigene Gruppe vom Kämpfern zusammenstellen. Sperling macht einen furchterregenden Eindruck, er sieht wie ein gewaltiger Krieger aus, er schleppt einen langen rasselnden Säbel hinter sich her, hat in einer Ledertasche am Gürtel eine riesige Pistole und Sternchen auf der Schulter, was seine Bedeutung als Offizier unterstreichen soll. Natürlich haben die Insurgenten des Jahres 49 andere Sorgen als Rangabzeichen und Uniformen zu entwickeln, und jeder trägt Uniform. Rangabzeichen und Kopfbedeckung, wie er Lust hat. Die irregulären Truppen des Aufstandes sind an ihrer irregulären Uniform zu erkennen, und wenn Sperling sich selbst uniformiert, so tut er es auf die Gefahr hin, damit seine Eitelkeit zu entlarven. Nach Art kleinbürgerlicher Revolutionshelden spricht er andauernd von der Freiheit, für die man zu sterben bereit sein müsse.

Auch jetzt im Dunkeln macht er sich sofort in der bekannten Weise bemerkbar.

„Du hast also Angst", beginnt er. „Ich habe alles gehört, was du gesagt hast. Wenn ich dir einen Rat geben kann: Pack dein Bündel und geh nach Hause. Feiglinge kann ich nicht gebrauchen."

„Aber *ich* kann ihn gebrauchen", sagt der Redakteur aus Köln ruhig. „Vorläufig habe *ich*

[1] Vorsitzender der provisorischen Regierung von Baden, der sich kapitulantenhaft verhielt.

Illustrationen: Karl Fischer



hier zu bestimmen. Hanne bleibt, und es wird sich zeigen, ob er ein guter Kämpfer ist oder nicht."

Brummelnd zieht Sperling sich zurück.

Kaum dämmert der Morgen, kaum heben sich die ersten schüchternen Vogelstimmen, die ersten schüchternen Lichtstreifen im Horizont, da kommt ein berittener Bote von Willich und meldet, daß die Preußen in nur einem Kilometer Entfernung biwakiert haben. Sie werden von Norden her die große Straße herunterkommen, die zu dem Dorf Rinnthal führt. Vor dem südlichen Eingang des Dorfes hat die Abteilung des Adjutanten die Nacht zugebracht. Er und Willich ritten gestern durch das Dorf die Straße hinauf und machten hinter dem Nordeingang des Dorfes die Entdeckung, daß die Straße hier an einer Biegung zwischen zwei Berghöhen eingeschlossen liegt, die eine Art Schlucht bilden. Man braucht nur diese Höhen zu besetzen, um den Preußen bei ihrem Versuch, weiter vorzustoßen, das Leben sauer zu machen. Willich hat gestern eine Abteilung des Freikorps an diese Wegbiegung gesetzt, zum Empfang der Preußen. Jetzt überbringt der Bote dem Adjutanten die Aufforderung, sofort mit seinen Leuten an die bewußte Stelle zu eilen, da sich die Preußen in Bewegung gesetzt haben und die Straße herunterkommen.

Während die Vogelstimmen lauter, die Streifen am Himmel und der Himmel selbst heller werden, brechen sie auf, durchqueren das Dorf, von den Bauern durch Fenster und Mauerrisse mißtrauisch beobachtet. Das einzige Pferd der Abteilung zottelt dem Haufen hinterher und zieht einen Bauernwagen, auf dem sich Lebensmittel, Decken und Munition befinden. Flintenträger und Sensenmänner gehen in Dreierreihen nebeneinander, voran der Redakteur aus Köln und der schweigsam gewordene Sperling, der den Säbel aus der Scheide gezogen hat und scharf nach allen Seiten blickt.

Vielen klopft das Herz: Sie nähern sich den Preußen, und die Preußen nähern sich ihnen. Dabei sieht und hört man nicht den Feind, die lieblichen pfälzischen Berge mit den hinaufkletternden schwarzen Tannenwäldern erwachen gerade aus ihrem Schlummer, die Landschaft duftet und atmet in tiefstem Frieden; einige weiße Wölkchen grasen im blauen Himmel wie Schafe auf der Weide, und es fällt schwer, sich vorzustellen, daß hier bald Gewehr- und Kartätschenschüsse krachen und die Stille zerreißen werden.

„Du mußt immer an eins denken", sagt Willichs Adjutant leise zu Hanne, den er zu sich in die erste Reihe geholt hat. „Die Kugel, auf der dein Name steht, ist noch nicht gegossen worden. Es fliegen Hunderte von Kugeln, bis ein einziger Mann getroffen wird. Glaube mir, Hanne. Unter den Kugeln, die fliegen werden, ist keine für dich bestimmt."

Sperling runzelt die Stirn, schüttelt den Kopf, aber er schweigt. Hanne antwortet leise:

„Danke dir. Du bist der beste Genosse, den ich mir vorstellen kann." ▶

An der Wegbiegung hat der Kompanieführer Schimmelpfennig, den Willich gestern zurückließ, Dummheiten gemacht, das sieht Willichs Adjutant sofort. Anstatt die Höhen zu beiden Seiten zu besetzen, hat er eine törichte Barrikade quer über die Straße errichtet und hinter ihnen seine Leute schußbereit aufgestellt, ohne zu bedenken, daß man diese schöne Maßnahme von den Höhen aus mühelos fortblasen kann. Wer die Höhen hat, hat an dieser Stelle die Straße. Dabei befahl Willich ausdrücklich, die Höhen zu sichern. Auch Schimmelpfennig ist ein Brentano-Mann und gibt sich bei jeder Gelegenheit als Kriegsheld. Zum Glück erscheint Willich mit der Hauptmacht des Freikorps und läßt die Barrikade wieder abreißen, verteilt hinter ihren Trümmern längs der Straße Schützen und gibt seinem Adjutanten den Befehl, die linke Höhe zu besetzen, während er selbst mit einem Teil seiner Leute auf die rechte Höhe hinaufklettert.

Noch ist alles still, Willich hat strengsten Befehl gegeben, sich nicht durch voreilige Schüsse zu verraten. Sperling hält den Säbel in der Hand, Hanne schußbereit seine Flinte und der Adjutant die Pistole. So steigen sie, das Gebüsch vorsichtig teilend, den Berg hinauf, gefolgt von dem Rest der Abteilung.

Aber kaum sind die Ersten oben angelangt und treten an den Rand eines Feldes hinaus, da werden sie von Schüssen empfangen, die aus einem etwa 100 Meter entfernten Waldstreifen kommen.

Rasch baut der Adjutant hinter Bäumen und Felsblöcken seine Schützenreihe auf, den Hanne stellt er hinter einen alten rissigen Baumstamm. Die Preußen haben also die Situation an dieser Stelle der Straße erkannt, man darf sie nicht herankommen lassen. Sie schießen wie immer schlecht, in den Boden und in die Baumkronen, und haben es nicht eilig, vorwärts zu stürmen. Die Aufständischen antworten sparsam und nur, um zu zeigen, daß sie da sind und nicht weichen. Sperling hat den Säbel wieder in die Scheide zurückgesteckt und liegt hinter einem Felsen, ohne den Kopf hervorzustecken; daß er eine Pistole hat, scheint er vergessen zu haben. Völlig verändert hat sich Hanne. Er steht hinter dem rissigen Baumstamm und schießt mit Entschlossenheit auf die Preußen. Von Zeit zu Zeit wirft er seinem Freund aus Köln einen Blick hinüber und nickt ihm strahlend zu, als ob er ihm damit etwas sagen will.

Der versteht, nickt und winkt zurück. Er ist zufrieden mit seinen Leuten, es scheint ihnen zu gehen wie ihm selbst, die praktische Tat befreit von den Spannungen der letzten Stunden. Man müßte die Preußen drüben im Wald umgehen und sie von der Flanke her überraschend angreifen, ihre ganze Dienstordnung und sie selbst wären verloren. Es gibt da einen Gehölzstreifen in einiger Entfernung, der zu dem Wald hinüberführt, und ehe die Preußen diesen Korridor benutzen, um unbemerkt zu den Aufständischen zu gelangen, sollten die Aufständischen den Korridor benutzen, um unbemerkt zu den Preußen zu gelangen.

Während er noch darüber nachdenkt, kommen neue Leute den Berg herauf, Willich hat ihm Verstärkung geschickt. Gleichzeitig bemerkt er zwischen sich und dem Gehölzstreifen eine Bewegung, und der Führer der Verstärkungsgruppe teilt ihm mit, daß Willich eine Umgehungsabteilung unter Hauptmann Bell hochgeschickt hat, die sich im Schutz des Gehölzstreifens an die Preußen heranarbeiten und ihre Flanke aufrollen soll, was umso leichter wäre, als ihre ganze Aufmerksamkeit der Gruppe des Adjutanten gilt und sie den Gehölzstreifen nicht beachten. Wenn Bell von der Flanke her das Feuer eröffnet, soll die Gruppe des Adjutanten über das Feld gegen den Wald vorgehen und gemeinsam mit Bell die Preußen aus dem Wald hinauswerfen. Es ist genau die Idee des Mannes aus Köln, anscheinend kann Willich Gedanken lesen. Aber der gute Hauptmann Bell, der vor Germersheim durch Unerschrockenheit und Klugheit die Bayern in Schach hielt, ist offenbar zu ungeduldig, um bis zu dem Gehölzstreifen zu gehen, er stürmt schon vorher, im Vertrauen auf seinen guten Stern, auf die Preußen los und bricht in ihren Salven zusammen, wie vorauszusehen war. Diese unexakte Ausführung des Befehls kostet ihn nicht nur das Leben, macht nicht nur das Umgehungsmanöver zunichte, gefährdet nicht nur die Leute von Bells Abteilung, die mit Verwundungen zurückweichen und Bell liegen lassen müssen, sondern stellt überhaupt das ganze Unternehmen an dieser Wegbiegung in Frage, wenn auch der Adjutant und Redakteur aus Köln heftiger zu schießen befiehlt, weil die Preußen drüben aus dem Wald heraustreten und mit der Erledigung Bells das Gefecht schon gewonnen zu haben glauben. Man bringt sie zum Stehen, man drängt sie mit gezielten Schüssen in den Wald zurück. Aber was nun weiter? Der Adjutant muß zu Willich hinunter, berichten und einen neuen Plan aushecken, er übergibt Sperling bis zu seiner Rückkehr die Leitung.

„Wir dürfen die Stellung nicht aufgeben", sagt er zu dem Helden, der hinter dem Felsen hervorkriecht. „Das ist ein Befehl." „Wird ausgeführt", antwortet der Sperling und greift nach seinem Säbel. „Süß und ehrenhaft ist es, für das Vaterland zu sterben, sagten schon die Lateiner."

Typisches Kleinbürgergeschwätz, denkt der Mann aus Köln und eilt den Berg hinunter. Unten steht Willich, als ob er schon auf seinen Adjutanten gewartet hat. Sie haben Hauptmann Bell verloren, und ein halbes Dutzend seiner Leute ist verwundet und kampfunfähig. Und es rechnet doch jeder einzelne Mann! Trotzdem will Willich das Umgehungsmanöver wiederholen, die Aufmerksamkeit der Preußen ist jetzt noch mehr als zuvor auf die Front gerichtet.

Fortsetzung auf Seite 86

Unsere künftigen



Nicht nur in den Sportklubs wachsen Talente. Die ASG Berlin-Treptow entwickelt Spartakiadesieger und kleine Persönlichkeiten.

Ein handgeschriebenes Plakat in einer Berliner Schule. Nicht sehr attraktiv, kein grafisches Kunstwerk. Aber das ist für die Jungen, die sich davor drängeln, nicht das Wichtigste. Sie interessiert viel mehr ein Satz auf dem Plakat, ziemlich klein geschrieben, gar nicht mal sofort ins Auge stechend, aber inhaltsvoll:

„Wer möchte 1972 Spartakiadesieger werden?"
Na, wer möchte das nicht! Die Stimmen schwirren durcheinander: „Wie kann das denn gemeint sein?" „Da gehe ich hin!" „Aber geht das denn so einfach?"
So „einfach" geht das: Wer neun, zehn, elf oder zwölf Jahre alt ist, folgt dem Aufruf der ASG Berlin-Treptow und wird Mitglied der Box-Sektion, bringt ein wenig Talent und viel Willen mit, trainiert regelmäßig und fleißig, läßt sich auch nicht unterkriegen, wenn's mal Schläge gibt und ein Kampf verloren geht, und vergißt nicht, seine Schulaufgaben zu erledigen.
Dann wird er – vielleicht nicht unbedingt Spartakiadesieger,

Da kann Helge Radalewski jubeln: Sieg bei der III. Kinder- und Jugendspartakiade. Er ist der beste DDR-Boxer seiner Gewichtsklasse.



auf jeden Fall aber ein guter Boxer.

Der Satz auf dem Plakat ist kein Trick, um Kinder anzulocken. Die ASG Treptow kann sich eine solche Fragestellung erlauben. Drei Jahre erst existiert ihre Box-Nachwuchssektion, aber was die Übungsleiter Klaus Lorenz, Hans Borowski, Erwin Sahm, Quittschau, Bruno Presuhn unter ihrem Chef Erwin Kramer bisher mit ihren Jungen erreicht haben, das kann sich sehen lassen ...

Die beiden Gegner im Ring sind ein etwas ungleiches Pärchen. Helge Radalewski ist mindestens einen halben Kopf kleiner als sein Leipziger Gegner. Das geht ihm allerdings meistens so, für seine 13 Jahre ist er etwas kurz geraten. Aber der schwarzhaarige Wirbelwind überwindet dieses Handicap.

Helge ist schon ein sehr kluger Boxer. „Er boxt mit Geist", sagt sein Übungsleiter Klaus Lorenz. Die größere Reichweite seines Rivalen stört ihn wenig. Blitzschnell geht er vorwärts, schlägt drei, vier Haken und ist dann ebenso schnell wieder vom Mann weg, pendelt vor ihm, weicht aus, fintiert, greift wieder an. Als das Urteil verkündet wird, und der Ringrichter Helges Faust hebt, reißt der voller Freude auch seinen anderen Arm hoch. Der Jubel in ihm streckt seinen Körper, er scheint direkt ein paar Zentimeter größer geworden zu sein.

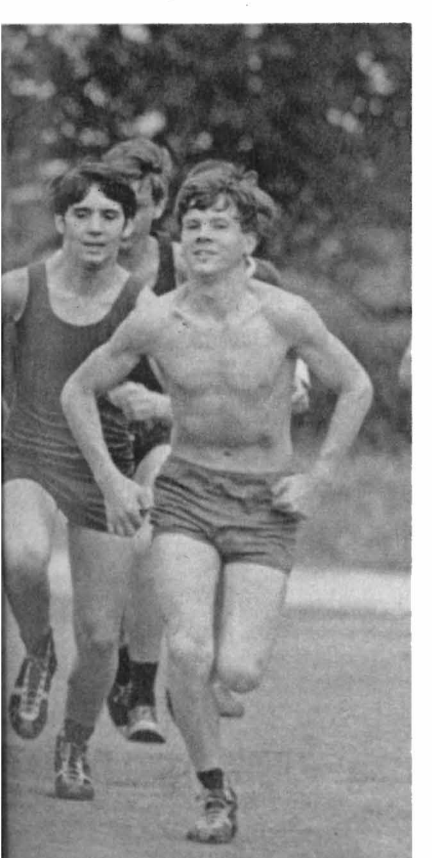
Spartakiade-Gold für Berlin, für die ASG Treptow – durch Helge Radalewski. Ein „echter" ASGer ist er freilich erst seit einem halben Jahr. Als der ASK Vorwärts Berlin

Ist's bequem da oben, Norbert? Gleich wirst du der Untermann sein, und Helge ist oben. Ein Ausruhen gibt es nicht, auch nicht nach dem Gewinn von Spartakiademedaillen.

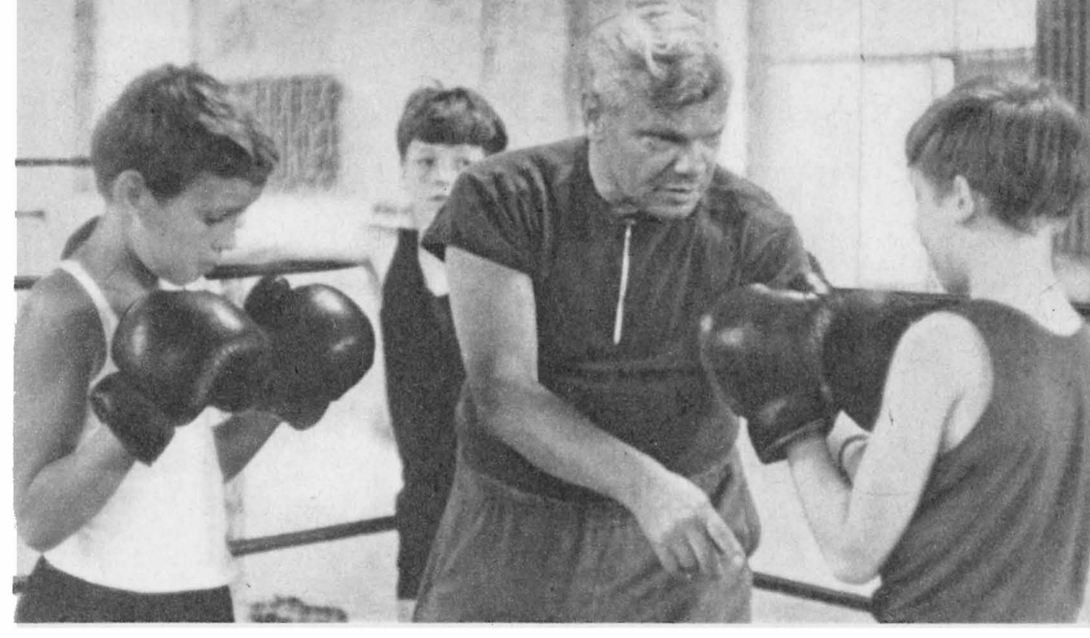
Diese Hürde überspringt Norbert Meyer sehr sicher. Auch im Ring versteht er Hürden zu nehmen: 20 Siege in 33 Kämpfen und Spartakiade-Bronze. Und sein Zensurendurchschnitt von 1,3 beweist, daß er auch beim Lernen keine Barrieren fürchtet.

Der Boxer wird nicht nur im Ring gemacht. Ausgleichsport muß sein. Den ASG-Jungen macht's Freude, das sieht man.

Anfang 1970 nach Frankfurt übersiedelte, übernahm die ASG seine Berliner Jugendabteilung. Helge hatte beim ASK als Neunjähriger begonnen, seine beiden Brüder nahmen den Kleinen mal zum Training mit. Damals war er kaum zu sehen, er reichte gerade so bis zum obersten Ringseil. Eigentlich sollte er erst nur ein bißchen zusehen, aber er war aus der Boxhalle kaum mehr wegzubekommen. Es hat sich gelohnt! Aber Helges Goldene ist nicht die einzige Medaille bei dieser Spartakiade für die ASG Treptow. Eberhard Kant (Gold), Peter Presuhn (Silber), Olaf Scheel (Bronze) und Norbert Meyer (Bronze) heißen die vier weiteren Medaillengewinner. Und sie sind wirkliche ASGer. Hier haben sie die ersten Geraden und Aufwärtshaken gelernt, sie waren von Anfang an dabei...
Offizielles Gründungsdatum der Boxsektion der ASG Berlin ist der 1. 10. 1967. Die Leitung der Armeesportvereinigung hatte von all ihren Organisationen gefordert, sich noch mehr als bisher um Kinder und Jugendliche zu kümmern.



An diesem Gründungstag bestand die Sektion nur aus der Leitung. Hauptmann Appel, Hauptmann Brünn und Trainer Erwin Kramer sollten und wollten etwas auf die Beine stellen, aber mit wem, das wußten sie noch nicht so genau. Aktive hatten sie nämlich noch keine. Zwar gab es in Berlin bereits zwei Klubs, TSC und Dynamo, und mehrere Betriebssportgemeinschaften, bei denen Kinder boxten. Aber garantiert waren da noch Schulen, in denen noch niemand geworben hatte. Und für's Boxen sind doch Jungs immer zu begeistern. Also machte sich Erwin Kramer auf den Weg. In der ersten und zweiten Oberschule Treptow begann er. Peter Presuhn saß mit seinen Klassenkameraden vor der Schule. Sie spielten Karten. „Habt ihr nicht Lust, in eurer Freizeit lieber zu boxen", sprach sie Erwin Kramer an. Die meisten waren sofort Feuer und Flamme. Schon am 1. November trainierten sie zum ersten Mal. Nicht alle, die zuerst begeistert „Ja" geschrien hatten, waren da, und im Laufe der kommenden Monate und Jahre blieb noch mancher, dem die Härte dieses Sports nicht behagte, weg. Aber immerhin, drei aus Peters Klasse sind noch heute dabei: außer ihm selbst noch Olaf Scheel, der ja auch eine Spartakiade-Medaille erkämpfte, und Frank Borkowski. Erwin Kramers Werbeaktion blieb aber nicht in



Treptow stecken. Nach und nach kamen Karlshorst, Prenzlauer Berg und das Hans-Loch-Viertel hinzu. Fast 100 junge Boxer trainieren inzwischen bei der ASG.

Regelmäßig zweimal wöchentlich kommen sie zusammen.

Die Fleißigsten, Diszipliniertesten, Talentiertesten dürfen noch ein drittes Mal zum Training kommen. Das ist für alle ein ganz besonderer Anreiz.

Genosse Kramer und seine Helfer können es kaum schaffen, alle boxfreudigen Jungen zu beschäftigen. Weitere Übungsleiter zu gewinnen, ist eins ihrer wichtigsten Probleme. Der Kontakt mit den Eltern ist ausgezeichnet. Nicht selten sind Väter oder Mütter beim Training dabei. Die Wettkampfveranstaltungen sind immer kleine Familienfeste. Bruno Presuhn gewann durch seine beiden Söhne wieder engen Kontakt zum Boxen. Früher hatte er selbst einmal ein wenig geboxt. Als seine Jungen Peter und Frank bei der ASG anfingen, war er immer dabei. Erwin Kramer, dem der fachkundige Vater auffiel, gewann in ihm einen neuen Übungsleiter und wertvollen Helfer. Noch arbeiten sie ja überwiegend mit Kindern. Aber aus Kindern werden Jugendliche und aus denen Männer. Und einige der heute 12-, 13- oder 14jährigen möchte Erwin Kramer in ein paar Jahren im Dreß des ASK boxen sehen: „Aber der Klub hat leider bis jetzt zu wenig Bindung zu uns. Ich bin überzeugt, einige unserer Jungs haben durchaus das Zeug, einmal gute Oberliga-Boxer zu werden. Es wäre gut, wenn der ASK sich schon heute etwas um diese Jungen kümmern und Kontakte zu den Eltern herstellen würde."

Darin sehen die tüchtigen ASG-Funktionäre nämlich eine ihrer Aufgaben: Nachwuchs für den Sportklub der Armee zu entwickeln. Aber niemand glaube, daß sie nur gute Sportler ausbilden wollen. In jedem ihrer kleinen Boxer sehen sie eine Persönlichkeit, die sie allseitig fördern wollen.

Erwin Kramer, 58jährig, bleibt mit seinen Kindern jung: „Natürlich braucht man viel Geduld, man muß beharrlich sein, um etwas zu erreichen. Ich versuche immer, das Kind als Kind zu verstehen!" Vielleicht ist gerade diese Auffassung die Basis der Erfolge der ASG.

Allseitig die Kinder zu entwickeln, das heißt aber auch Charaktereigenschaften, Mut, Härte, Überwindungskraft zu festigen und auszubilden. Bruno Presuhn erzählt von seinem Sohn Peter, der von seinen bisher 34 Kämpfen 21 gewonnen und nur 11 verloren hat: „Die ersten vier Kämpfe hat er ja verloren, aber ich muß sagen, mir ist ein Junge lieber, der am Anfang einiges einstecken muß, sich überwindet und dabei bleibt."

Erwin Kramer bestätigt das: „Anfangs setzen sich oft die robusten Kämpfer durch, die technisch Begabten werden körperlich überrollt. Aber gerade die wollen wir doch weiterentwickeln. Eine unserer Aufgaben ist es, sie gemeinsam mit den Eltern zum Durchhalten zu erziehen."

Gerade mit den Eltern halten die ASG-Funktionäre sehr enge Verbindung, und auch mit den Lehrern.

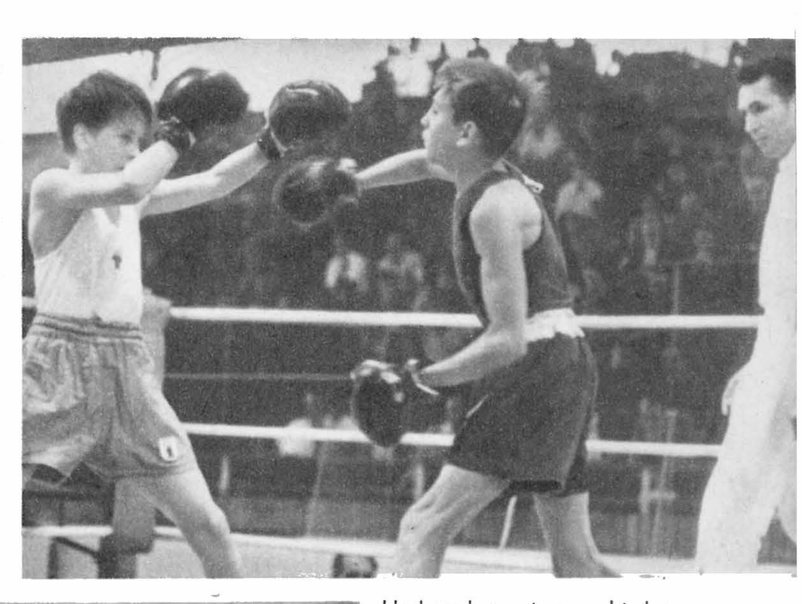
„Ein dummer Mensch wird auch kein guter Boxer", sagt Erwin Kramer seinen kleinen Athleten. Deshalb kümmert er sich auch darum, was sie in der Schule tun. In der Treptower 2. Oberschule wurde er in den Elternbeirat gewählt, als „Vater" seiner Sportler.

Und wenn etwas in der Schule nicht stimmt, bekommt er sofort Signale. Einer seiner Boxer war versetzungsgefährdet. „Könnt ihr nicht helfen?" bat der Vater. Ist doch klar. Der Trainer selbst konnte natürlich keinen Nachhilfeunterricht geben. Aber der Norbert geht doch mit Dietmar in eine Klasse! Norbert Meyer ist nicht nur ein talentierter Boxer, er ist auch ein guter Schüler. Er war sofort bereit, Dietmar zu helfen. Und gemeinsam schafften sie es auch.

Erwin Kramer, Seele der ASG-Boxsektion, vermittelt den Jungs die Erfahrungen seiner 20jährigen Trainerlaufbahn. „Die Arbeit mit Kindern ist nicht einfach, aber sie macht großen Spaß", sagt er. „Und ich bleibe jung dabei."

Der Haken kam nicht an. Helge hat den Schlag seines Gegners klug abgeblockt.

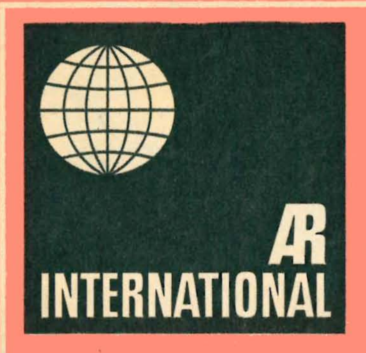
Konzentration schon beim Training – nur so kann man hohe Ziele erreichen. Peter Presuhn zielt auf die „Tatze" des Ubungsleiters, der „außerdem" sein Vater ist.



Und auch so etwas geht den Trainer an: Dieter trug eine Auseinandersetzung mit einem Mitschüler auf dem Schulhof zu handgreiflich aus. Sein Kinnhaken verriet die gute Boxschule. Freilich, prügeln tun sich auch andere Jungs mal, auch wenn sie Fußball oder Handball spielen oder schwimmen. „Aber gerade du als Boxer hast dich zu beherrschen und nicht das Faustrecht entscheiden zu lassen", sagt Erwin Kramer seinem Schützling in aller Deutlichkeit. „Du trainierst nicht bei uns, um dich besser schlagen zu können." Vier Wochen Trainingssperre ließen Dieter Zeit zum Nachdenken. Sein Versprechen, sich nicht wieder zu schlagen, außer im Boxring, war ehrlich. Einen Spartakiadesieger zeichnet eben nicht nur boxerisches Können, Schlagstärke, Draufgängertum aus. Er soll auch ein fleißiger Schüler sein, ein guter Kamerad, eine Persönlichkeit. Weil das bei der ASG Treptow stets im Mittelpunkt steht, wollte ich nicht nur über ihre Boxsiege berichten . . .

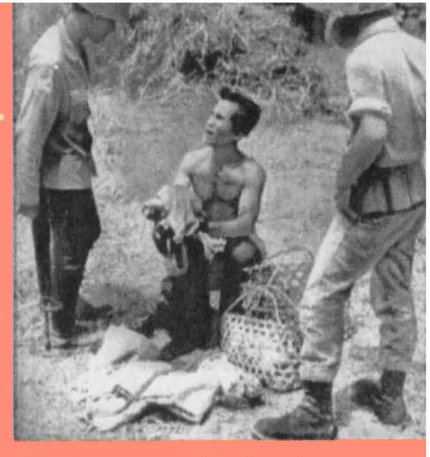
Vielleicht ist wirklich ein künftiger Spartakiadesieger unter den Jungen, die sich vor dem ASG-Plakat drängeln. Aber wie gesagt, es geht nicht nur um Spartakiadesieger.

Major Günther Wirth



Aggressorenschicksal

Etwa 230 000 Soldaten und Offiziere des Feindes wurden von den südvietnamesischen Befreiungsstreitkräften im Laufe des ersten Halbjahres 1970 außer Gefecht gesetzt. Unter den Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen befinden sich 70 000 Amerikaner.
Trotz des von der US-Regierung verkündeten „schrittweisen Abzugs" befinden sich noch immer über 400 000 amerikanische Soldaten in Südvietnam.



Thieu-Söldner „verhören" einen kambodschanischen Bauern – nicht ohne ihm dabei gründlich in seine Taschen zu schauen und vermutlich nicht nur auf der Suche nach Waffen, Munition oder Flugblättern.

Wieder einmal:

Kanonen statt Butter

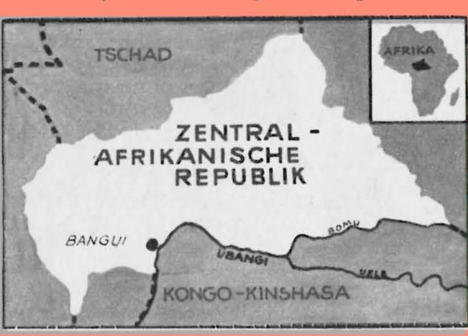
Auf 25 Prozent des Bruttosozialprodukts sind 1970 infolge seiner Aggressionspolitik die Militärausgaben Israels angewachsen. Damit werden nahezu die gesamten Steuereinnahmen Tel Avivs für die weitere Kriegsvorbereitung verwandt. Wie der israelische Finanzminister ankündigte, wird der Militärhaushalt im nächsten Jahr voraussichtlich sogar 30 Prozent vom Bruttosozialprodukt verschlingen.

Tausende Dörfer befreit

In einer Länge von mehr als 1 500 Kilometer zieht sich in Laos gegenwärtig die Front von Norden nach Süden. Östlich davon, bis zur Grenze Vietnams und Kambodschas, liegen die befreiten Gebiete, die heute zwei Drittel des laotischen Territoriums umfassen. Dort lebt etwa die Hälfte seiner drei Millionen Einwohner. Die Volksmacht konnte bereits in 650 von insgesamt 1 078 Landkreisen und in mehr als 8 000 von den 13 063 Dörfern und Siedlungen des Landes errichtet werden.

Unter die Räuber gefallen

Mit ihrem Überfall auf Kambodscha verfolgen die Saigoner Generale ebenso wie Thailand neben dem Kampf gegen die patriotischen Kräfte auch ausgesprochen räuberische Ziele. Saigon reflektiert auf die der kambodschanischen Provinz Kampot vorgelagerten Inseln sowie auf größere Gebiete längs der Grenze zu Südvietnam, vor allem auf den „Papagaienschnabel". Thailand will wieder die Westprovinzen Kambodschas, die „Reiskammer" okkupieren, die es bis 1946 in diesem Jahrhundert schon zweimal an sich gerissen hatte, aber immer wieder herausgeben mußte.





Vorbeimarsch der Kadetten bei einer Militärparade in der Hauptstadt Bangui im Mai 1970.

Offiziersnachwuchs in Zentralafrika

Die Streitkräfte der Zentralafrikanischen Republik sind nicht mehr ausschließlich auf ausländische Militärschulen angewiesen. Sie besitzen jetzt eine eigene Militärakademie und richteten weiterhin eine Kadettenschule ein.

Aus unserem Jahrestagskalender:

2. Dezember: Tag der Revolutionären Streitkräfte der Republik Kuba (gegr. 1956)
15. Dezember: 20 Jahre Gesetz zum Schutze des Friedens in der DDR
20. Dezember: 10. Jahrestag der Gründung der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams (FNL)
22. Dezember: Tag der Vietnamesischen Volksarmee (gegr. 1944)
22. Dezember: Tag der Jugoslawischen Volksarmee (gegr. 1941)

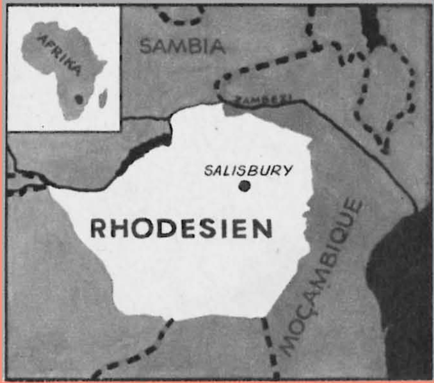
Schlappe für Kolonialisten

Erfolgreich konnten Einheiten der Befreiungsfront von Moçambique (FRELIMO) eine großangelegte Offensive portugiesischer Kolonialtruppen gegen befreite Gebiete des Landes zurückschlagen. Dabei wurden u. a. mehrere Dutzend Flugzeuge sowie ein Militärzug der portugiesischen Söldner vernichtet. Die Kolonialisten hatten bei der Offensive 35 000 Mann eingesetzt – mehr als die Hälfte aller in Moçambique stationierten Kolonialtruppen –, darunter Marineinfanteristen und andere Spezialeinheiten sowie starke Luftwaffenverbände. Den Befreiungskämpfern der FRELIMO gelang es nicht nur, das von ihnen kontrollierte Territorium zu halten; es war ihnen darüber hinaus möglich, im Laufe ihrer Gegenoffensive in neue Gebiete vorzustoßen.



Das Smith-Regime fühlt sich bedroht. Doch trotz Polizeiaktionen und verstärktem Rassenterror wächst die Befreiungsbewegung Zimbabwes zusehends.

Karten: Els



ZAPU kontra Rassisten

Als eine Vorbereitungsphase zur politischen Mobilisierung der afrikanischen Bevölkerung bezeichnet die „Zimbabwe African People's Union" (ZAPU) die bisherigen militärischen Aktionen ihrer Partisaneneinheiten gegen das rassistische Smith-Regime in Rhodesien (Zimbabwe). Die Kampfbedingungen sind allerdings weitaus komplizierter als beispielsweise in den portugiesischen Kolonien. Rhodesien ist verkehrsmäßig besser erschlossen und bietet den Regierungstruppen günstige Bewegungsmöglichkeiten. Während die Befreiungsbewegungen in Ländern wie Angola oder Moçambique über ausgedehnte befreite Gebiete verfügen, müssen die Partisanen der ZAPU meist direkt unter den Augen des Feindes operieren. Zudem war schon zur Zeit der britischen Herrschaft ein weitverzweigtes Netz von Polizeispitzeln entstanden, das sich vor allem auf korrumpierte Stammeshäuptlinge stützt. Immerhin ist es der ZAPU seit Beginn dieses Jahres gelungen, die Rassistenregierung in Salisbury durch erfolgreiche Aktionen in erhebliche Unruhe zu versetzen.



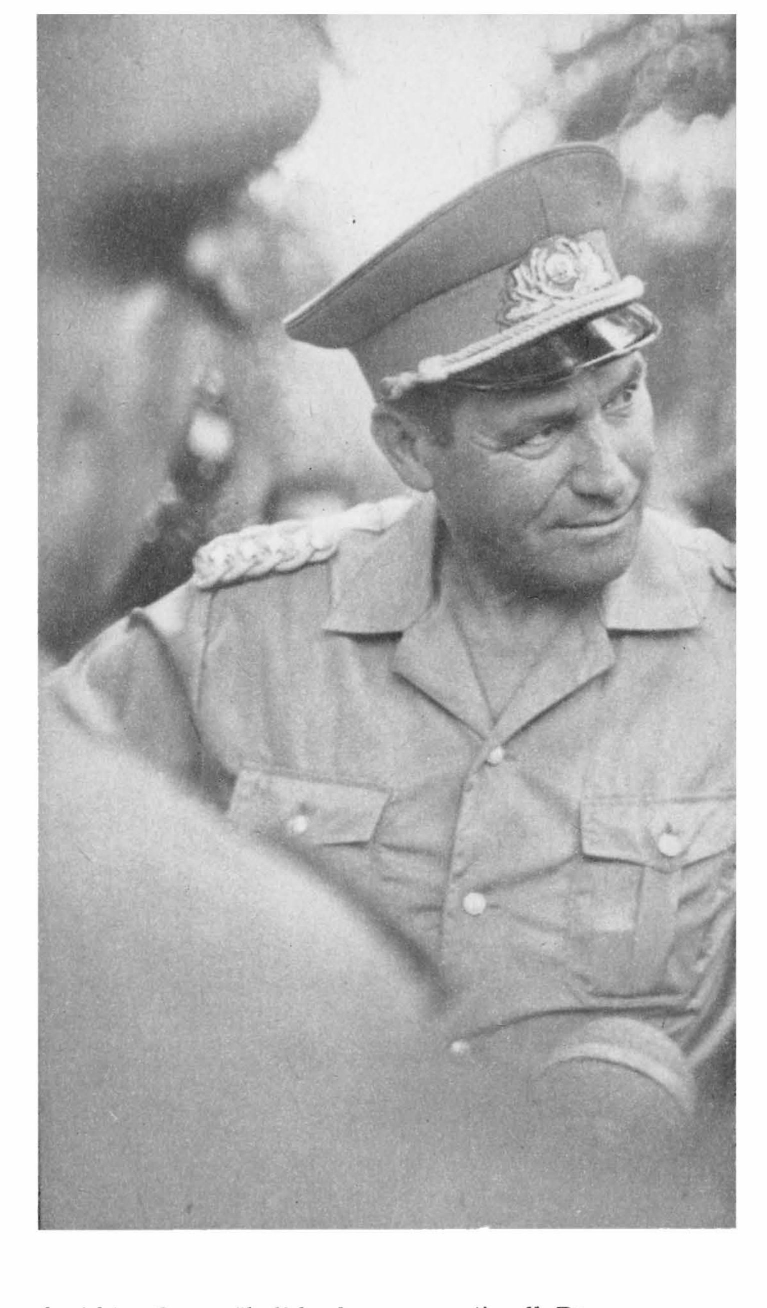
Keine Leute, keine Leute

Nur zu 72 Prozent aufgefüllt ist die Vatikan-„Streitmacht", die päpstliche Schweizergarde. Im Jahre 1969 schieden 24 Gardisten aus, aber nur 9 Rekruten traten neu hinzu, so daß sich die Truppe auf 15 Offiziere und 39 Hellebardiere reduzierte. Ihr Sollbestand liegt bei 75 Gardisten. Insgesamt umfaßt der Vatikanstaat nach der letzten Statistik 534 „Mitarbeiter", wozu neben dem Dienstpersonal 31 Kardinäle, 119 Nuntien (päpstliche Botschafter), die Schweizergarde und 153 Gendarmen zählen.

Rekruten der Schweizergarde werden vereidigt.

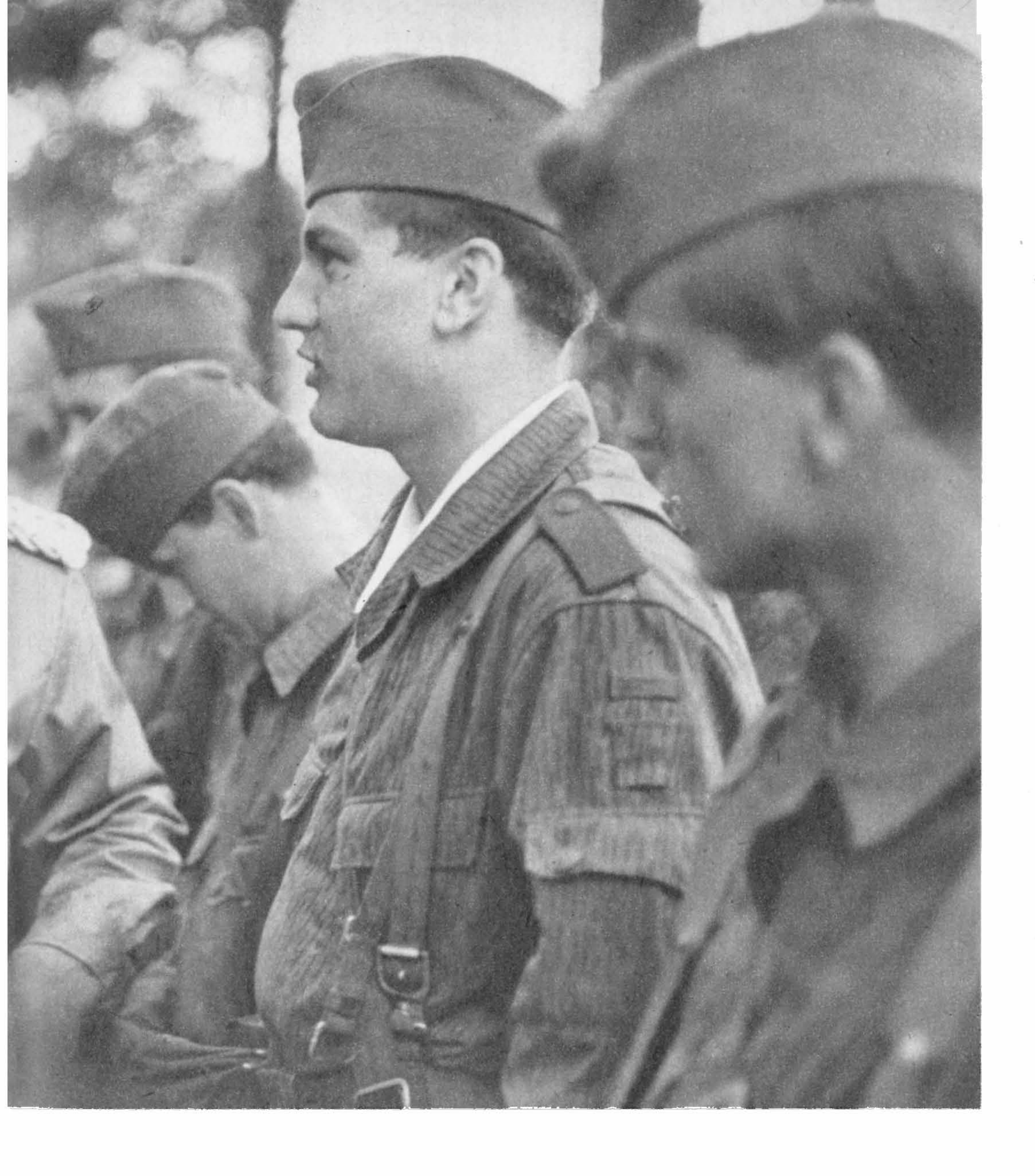
Am 28. November begeht
der Minister
für Nationale Verteidigung
der DDR,
Armeegeneral
Heinz Hoffmann,
seinen 60. Geburtstag.

Herzlichen Glückwunsch,
Genosse Minister!



Genossen

Alltäglich ist das Foto nicht, aber auch nicht außergewöhnlich oder gar sensationell: Der General, der Minister im Gespräch mit dem Soldaten. Der Soldat erzählt – über den Dienst, über ein Problem in der Ausbildung, vielleicht von den Plänen seiner FDJ-Gruppe oder auch über seine Familie. Der Minister hört zu, aufmerksam, interessiert. Ihm ist das Wort, der Gedanke des Soldaten etwas wert.
Hier wird etwas von dem deutlich, was ein wesentlicher Teil der Stärke unserer Armee ist – die enge Verbindung der Armeeführung, des Offiziers zum Soldaten, des jungen Arbeiters in der Uniform zum erfahrenen Genossen, der selbst Arbeiter ist. Wenn der Minister antwortet, einen Rat gibt, dann tut er es mit der Lebenserfahrung des im jahrzehntelangen Klassenkampf gestählten Kommunisten, mit der Klarheit und Entschiedenheit des Marxisten-Leninisten, den die Partei an einen verantwortungsvollen Platz gestellt hat. Seine Worte sind die eines Klassengenossen.



Als er selbst junger Arbeiter war, griff er wie viele Antifaschisten zur Waffe, um dem spanischen Volk gegen die Angriffe der Reaktion zur Seite zu stehen. Heute gehört es zu den selbstverständlichen, unerschütterlichen Prinzipien der Nationalen Volksarmee, die jungen Soldaten im Geiste dieser internationalen Solidarität zu erziehen. Was bereits vor einem Dritteljahrhundert im spanischen Freiheitskampf Arbeiter aus allen Nationen demonstrierten – Hilfe dem Klassenbruder mit der Waffe in der Hand – steht heute auf einem festen Fundament: Die Militärkoalition der sozialistischen Staaten ist die Garantie unserer Stärke und Sicherheit. Die feste Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee und den anderen sozialistischen Armeen ist Prinzip unserer von der Partei geführten Armee und tägliche Praxis für beide, für den Minister und für den jungen Soldaten.
Sie unterhalten sich, wie zwei alte Bekannte. Man spürt, sie eint ein gemeinsamer Wille, sie vertrauen einander. Sie wissen, sie können sich aufeinander verlassen.

GENERAL AM 17. BREITENGRAD

Fortsetzung von Seite 29

In Vietnam gibt es eine Volkssage folgenden Inhalts: Es war einmal ein Liliputaner, der hatte einen Riesen besiegt, so daß der Riese erschlagen am Boden lag, und selbst mit zehn großen Matten vermochte man es kaum, seine leblose, kolossale Hand zu bedecken.

Was also heute Herz und Verstand eines jeden Vietnamesen berührt, was den größten Eindruck hinterläßt, was uns stolz macht und im Kampf bestärkt, was unser Vertrauen in den endgültigen Sieg, was unseren unerschütterlichen Glauben an die Zukunft unserer Sache der Unabhängigkeit, des Sozialismus und des Friedens festigt — das ist eben die Tatsache, daß der Yankee-Imperialismus, dieser ‚Koloß auf tönernen Füßen', drauf und dran ist, auf vietnamesischem Boden vom vietnamesischen Volk besiegt oder, wie man sagt, k.o. geschlagen zu werden."

Dementsprechend beurteilt der Minister auch die Perspektiven des Volkskampfes, Ausblicke, die für sein Volk und sein Land höchst bedeutsam sind, aber auch — ganz privat — für seine beiden Kinder „Dien Bien" und „Roter Süden". Genosse Giap geht davon aus, daß sich der Kampf seines Volkes „unter neuen internationalen Bedingungen vollzieht, in einer neuen Epoche der Menschheit, in der Epoche des Sieges des Sozialismus auf der ganzen Welt. Aus diesem Grunde ist der Sieg unseres Volkes der Sieg des Marxismus-Leninismus in unserem Lande, der Sieg der richtigen Führung durch die Partei als Avantgarde".

Zugleich aber ist „es auch der Sieg der Kräfte des Sozialismus, der Demokratie und des Friedens. Wir messen der umfassenden Unterstützung, der großzügigen Hilfe der sozialistischen Bruderländer — darunter auch der Deutschen Demokratischen Republik — sowie der Sympathie und Unterstützung durch die gesamte fortschrittliche Menschheit sehr große Bedeutung bei. Wir möchten hier unseren tiefen Dank zum Ausdruck bringen.

Ich habe Ihnen von den Perspektiven unseres Kampfes berichtet. Vor kurzem haben die amerikanischen Imperialisten, um ihre Politik der ‚Vietnamisierung' zu retten, das neutrale und unabhängige Kambodscha angegriffen und damit ihren Aggressionskrieg auf die gesamte indochinesische Halbinsel ausgedehnt. Das ist ein neues Kriegsabenteuer Nixons. Doch es ist ein schwerer politischer und strategischer Fehler, für den die Amerikaner noch werden bezahlen müssen. Sie haben das ganze Khmer-Volk gegen sich aufgebracht und stehen nun der kämpferischen Solidarität der indochinesischen Brudervölker gegenüber, die ihre Einheit im gemeinsamen Kampf immer enger gestalten.

Wir kämpfen für die Unabhängigkeit und Freiheit unseres Volkes. Wir kämpfen um die Erfüllung unserer internationalistischen Pflicht gegenüber den Völkern Indochinas, den Völkern des sozialistischen Lagers und der Welt. Wie hat doch Präsident Ho chi Minh in seinem historischen Testament geschrieben: ‚Im patriotischen Kampf gegen die amerikanische Aggression werden wir gewiß noch größere Schwierigkeiten ertragen, neue Opfer bringen müssen, aber der völlige Sieg ist unausbleiblich. Das ist absolut gewiß.' "

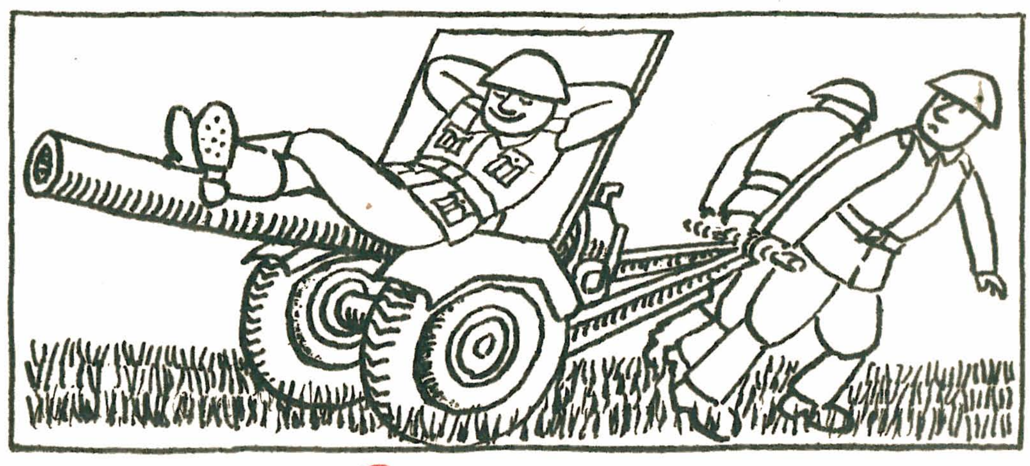
Hilfe für Vietnam, Solidarität mit dem 27-Millionen-Volk im östlichen Küstenbereich Hinterindiens — das heißt für die Soldaten der Nationalen Volksarmee zuallererst, ihren militärischen Klassenauftrag an der Westgrenze des sozialistischen Weltsystems zu erfüllen. Und so ist Armeegeneral Vo nguyen Giap „erfreut, daß sich die Nationale Volksarmee unter Führung der SED schnell entwickelt und gefestigt hat."

„Die Offiziere und Soldaten der revolutionären Streitkräfte der DDR", führt er den Gedanken weiter, „beweisen einen immer höheren Grad an Klassenbewußtsein. Sie bezeugen ihre unerschütterliche Treue zum Marxismus-Leninismus, gegenüber den Interessen des werktätigen Volkes, der großen Sache der sozialistischen Revolution und den Prinzipien des proletarischen Internationalismus. Sie unternehmen große Anstrengungen, um die moderne Militärwissenschaft zu meistern. Sie sind wachsam gegenüber den Revanchisten Westdeutschlands, gegenüber dem von den USA geführten Imperialismus. Sie sind bereit, jeder Provokation, jedem Aggressionsversuch eine energische Abfuhr zu erteilen.

Ich denke, daß das die sichersten Garantien sind, die es der Nationalen Volksarmee ermöglichen, ihre schwierigen Aufgaben bei der Verteidigung der Deutschen Demokratischen Republik, beim Schutz der westlichen Grenzen des sozialistischen Lagers und im Kampf um den Frieden in Europa und in der ganzen Welt zu erfüllen. Ich wünsche allen Genossen der NVA, daß sie immer größere Fortschritte bei der Erhöhung ihrer militärischen und politischen Einsatzbereitschaft erzielen, daß sich ihre Armee stest als wirksames Instrument des Staates der Arbeiter und Bauern in der ruhmreichen Heimat von Marx und Engels erweisen möge.

Ich möchte die Offiziere und Soldaten der Nationalen Volksarmee des Gefühls der Solidarität und der Brüderlichkeit in unserem gemeinsamen Kampf gegen den Imperialismus, für Frieden, Unabhängigkeit, Demokratie und Sozialismus versichern und wünsche ihnen alles Gute."





für Schonplätze?

Die aktuelle Umfrage

Gemeinhin sind Schonplätze für Schonungsbedürftige gedacht. Für Wiedergenesende etwa oder für Leute, denen der Arzt aus gesundheitlichen Rücksichten eine bestimmte Tätigkeit verboten und Schonarbeit verordnet hat. Doch hier und da liebäugelt auch mancher Kerngesunde damit, beispielsweise mit einem 18-Monate-Wehrdienst-Schonplatz. Und könnte er ein dementsprechendes (Plan-) Stellengesuch aufgeben, würde es darin vielleicht heißen:

Tauglich I Gemusterter sucht militär. Wirkungskreis m. leichtem Dienst, wenig Anstrengungen u. viel Ausgang/Urlaub. Auch bequeme Mitfahrgelegenheit auf Sonnendeck eines Schiffes, Pritsche eines gut gefederten SPW oder in geräuscharmem Panzer m. Innenpolsterung angenehm. Angebote unter Chiffre „Platz f. Schonplatz“.

Ich wüßte einige, die an solcherart Offerten interessiert wären.

Klaus Ziehnert, 17, etwa, der recht eindeutig sagt, worum's ihm geht: „Holzauge, sei wachsam! Paß auf, daß du irgendwo 'nen ruhigen Job erwischst!“ Oder Jochen Dublela, 18, der allgemein nach einem „Druckposten“ Ausschau hält, den Karlheinz Bindrich, 17, in der „Schreibstube“ zu sehen vermeint. Rudi Fahle, 18, wiederum glaubt, seine gitarristischen Künste ausspielen zu können, um sich „einen bequemen Posten“ zu verschaffen; er stützt sich dabei auf seinen Herrn Papa, der ihm diesen Tip aus der eigenen Soldatenzeit gab, als „ein flotter und bei den Offizieren beliebter“ Musikus (vielleicht noch) „allerhand Vorteile“ genoß. Aber heute? „Ach was, irgendwo in dem großen Armeegetriebe muß es doch 'ne Stelle geben, auf der man ruhig und ungeschoren über die Runden kommt. Nur ist nicht jeder intelligent genug, sie zu finden!“ Achim Devantier, 17, allerdings hält sich für „intelligent genug“, sie ausfindig zu machen . . .

Die Fünf suchen ganz offensichtlich einen Schonplatz für ihren Wehrdienst. Ohne alt, krank und gebrechlich und damit wirklich schonungsbedürftig zu sein. Weswegen sie Stabsmatrose Knut Berneis ganz einfach „Drückeberger“ nennt, die — nach Meinung des Funkers Erwin Ettl — „zwar von der Gesellschaft möglichst viel nehmen, aber ihr möglichst wenig geben wollen“. Unteroffizier Max Jenichen qualifiziert diese Haltung als „schoflig“ und zieht daraus die Konsequenz: „Die müßten besonders hart 'rangenommen werden!“

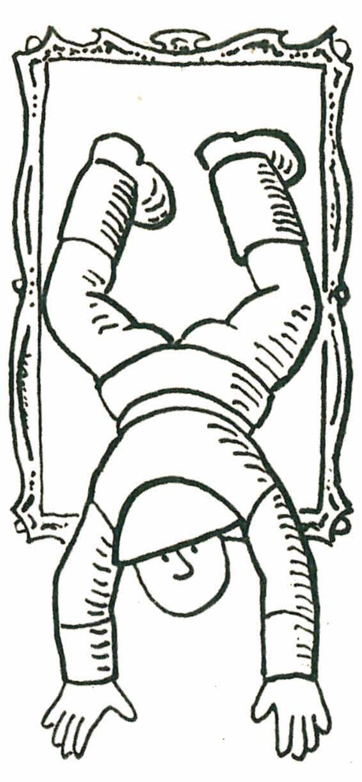
Hart ist auch das Stichwort für den Soldaten Manfred Reyhe: „Die 18 Monate sind lang und hart genug. Warum soll man da nicht jede weiche Stelle, die sich einem bietet, ausnutzen?“ „Weil das heißt, auf Kosten anderer zu leben“,

antwortet Unterfeldwebel Dieter Thierlbeer – „mitunter sogar auf ihre Knochen!" „Dazu hat keiner das Recht", unterstützt ihn Flieger Gerhard Wauer. Und er weiß sich dabei eins mit einem der bedeutendsten sowjetischen Heerführer, denn in seinen Memoiren betont Marschall G. K. Shukow ausdrücklich: „Das gilt ganz besonders für Armeeangehörige, die ja als erste berufen sind, das Heimatland unter Einsatz ihres Lebens auf dem Schlachtfeld zu schützen."

Folglich kennen die Rollenbücher der NVA keine Planstellen mit einem Sch dahinter, andeutend, daß es sich um einen Platz mit leichtem Dienst handelt. Für kaum einen mehr als den Soldaten birgt das Goethe-Wort die entschiedensten Konsequenzen: „Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen, deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen; harte Bissen gibt es zu kauen, wir müssen erwürgen oder sie verdauen."

Leutnant Rolf Holzmüller erinnert daran, daß „für die militärische Stärkung unserer Republik jeder Verantwortung trägt. Das kann nie und nimmer das Werk einzelner sein, sondern muß in kollektiver Arbeit mit der Hilfe jedes einzelnen bewältigt werden." Umsomehr, da uns – wie Obermaat Rainer Seweron hervorhebt – im westdeutschen Imperialismus „ein erfahrener und aggressionsbereiter Feind gegenübersteht, brutal und verschlagen und zu allem entschlossen". Ihm „kampfentschlossen Paroli zu bieten und besser als er auf eine militärische Auseinandersetzung vorbereitet zu sein", ist die Folgerung, die Kanonier Jürgen Uthess daraus zieht. Und Gefreiter Hans-Jörg Schlosser bemerkt völlig zu Recht, daß „sich dieser Konsequenz jeder stellen muß". Aber auch der, auf die Professor Dr. Dr. h. c. Max Steenbeck, Vorsitzender des Forschungsrates der DDR, einmal verwies:

„Die heute zum sofortigen Einsatz bereitliegende nukleare Sprengkraft ist von fast unvorstellbarer Größe,



Illustrationen: Paul Klimpke

etwa so, als würde hundert Jahre lang – ohne Pause, an jedem einzelnen Tag – der gesamte Bombenhagel des zweiten Weltkrieges eingesetzt. Das zu begreifen, sich damit ohne Lähmung in allen Konsequenzen auseinanderzusetzen, das ist heute die oberste Forderung des Tages. Dem muß sich der Mensch heute stellen, der ein Charakter sein will. Wer hier kneift, ist kein Kerl. Auf diesem Hintergrund nur kann heute der Mensch die Lage und die Zukunft der Menschheit, auch seiner eigenen Kinder und Enkel, verstehen, und nur dann kann er mithelfen, daß es diese Zukunft überhaupt gibt."

Sich in dieser klassenkämpferischen Auseinandersetzung einen Schonplatz suchen zu wollen, heißt sich selbst und der Gesellschaft schaden. Da mit halber Kraft zu fahren, heißt zurückbleiben und die Anstrengungen der Genossen, der Mitkämpfer, heißt die Sache des Sozialismus, für die wir Soldat sind, gefährden. „Deshalb unsere Forderung an jeden, nicht nur schlecht und recht ‚mitzuziehen', sondern alles zu geben, was in ihm steckt", fügt Soldat Uwe Vehres hinzu. Und erklärend bemerkt er: „Ich habe ganz bewußt von ‚unserer Forderung' gesprochen. Denn das ist nicht nur subjektiver Wunsch und Wille der Vorgesetzten, sondern eine objektive Forderung. Sie zu verwirklichen, liegt in unser aller Interesse, weil es unsere eigenen Lebensfragen berührt."

Objektiv ist auch, daß jeder, der aus seinem Platz, an den er gestellt ist, einen „Druckposten" machen will, sein Kampfkollektiv und seine Kameraden sehr unangenehm in Druck bringt. „Bei uns gibt es einige", berichtet Kanonier Kurt Heisig, „die denken so im stillen: ‚Laß man den Geschützführer oder den Richtkanonier machen. Die machen das schon!' Aber sie vergessen dabei, daß am Geschütz jeder eine konkrete Aufgabe hat. Und wenn da eben nur einige ‚machen' und die anderen nicht oder nur mit halber Kraft, dann ist es Essig mit dauerhaften Höchstleistungen. Die höchstmögliche Kollektivleistung kann nur auf der Basis höchstmöglicher Einzelleistungen erreicht werden."

Das ist so beim Postenpaar an der Grenze, wo das alte Wort von den vier Augen, die mehr sehen als zwei, eben auch nur stimmt, wenn beide Genossen sie offenhalten. Das ist so bei der mot. Schützengruppe, wo schon ein das Ziel um 1 Sekunde zu spät auffassender MPi-Schütze das Kampfkollektiv um 7 Schuß an Feuerdichte bringt. Das ist so auf dem TS-Boot, in der Funkmeßstation, im Kabelbautrupp, auf dem Flugplatz oder beim Brückenbau, wo ein jeder sich auf den anderen verlassen und darauf bauen können muß, daß der andere – wie er – seine militärische Aufgabe verantwortungs-

bewußt, gewissenhaft, schöpferisch, fachlich versiert und diszipliniert erfüllt. Und so stellt Unteroffizier Arthur Steibel zu Recht fest, daß die Ruhe und Ausgeglichenheit, mit der seine Besatzung eine 1 nach der anderen holt, eben „darauf zurückzuführen ist, daß sich keiner ausruht“ in seinem Kollektiv. Wenn ihr Schwimmpanzer gefechtsklar dem befohlenen Ziel entgegenschwimmt, alle Schießaufgaben mit der Bestnote erfüllt und stets einsatzbereit ist, so liegt es daran, daß keiner „schwimmt“ bei ihnen und Kommandant, Fahrer und Ladeschütze eine verschworene Mannschaft bilden, die ihre Einzelleistungen in den Dienst des kollektiven Miteinander stellen.

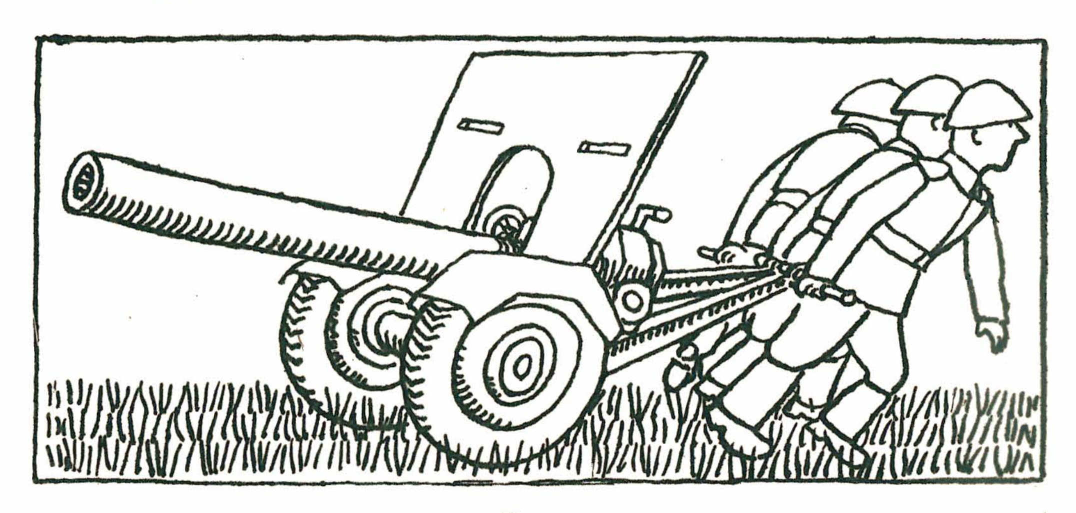
Schonplätze, sie mag es in früheren Armeen einmal gegeben haben. Aber erstens diente das Soldatsein damals nicht den Klasseninteressen der Soldaten selbst und ist folglich nicht mit dem Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee zu vergleichen. Und zweitens konnte, wie Generalleutnant Sigfried Weiß erklärt, „früher eine unzureichende Ausbildung einzelner Soldaten durch angespanntes Handeln der anderen ausgeglichen werden“, während heute „der kleinste Mangel in der Ausbildung eines einzelnen das schnelle und genaue Erfüllen der Gefechtsaufgabe zu vereiteln“ vermag. Das hängt damit zusammen, „daß die modernen Waffen und technischen Kampfmittel einerseits eine noch eingehendere Spezialisierung des einzelnen erfordern, sich aber andererseits die moderne Bewaffnung immer mehr zu einem kollektiven Einsatzmittel entwickelt und in immer höherem Maße das kollektive Handeln und die Geschlossenheit der militärischen Kampfkollektive verlangt. Die Verantwortung des einzelnen und des Kollektivs für das reibungslose Funktionieren des gesamten Systems, für die Erfüllung des Kampfauftrages wachsen ständig.“ Ergo „kann eben durch falsches und unsicheres Handeln nur eines Mitglieds die Tätigkeit der gesamten Besatzung, Bedienung oder Gruppe erfolglos sein. Die notwendige Steigerung des Leistungsniveaus und damit des Kampfwertes der militärischen Kollektive ist nicht durch Spitzenleistungen einzelner zu erreichen. Die Anstrengungen der Besten allein reichen nicht aus, ihre Leistungen müssen zum Maßstab für alle werden.“

Das zu tun, ist gewiß keine Schonarbeit. Aber ist es nicht schön, alles geben zu können, was man hat – und noch einiges darüber hinaus, von dessen Vorhandensein man selbst noch nicht so recht wußte? Zumal es für eine Sache und einen Dienst gegeben wird, die besser, gerechter und ehrenhafter nicht sein können?

Platz für Schonplätze ist in der Armee gewiß nicht. Genügend Platz aber ist für jeden wehrfähigen jungen Bürger, sein Recht wahrzunehmen, mit der Waffe zu schützen, was wir uns schufen, bewußt und schöpferisch mitzuhelfen, die DDR durch militärische Höchstleistungen und verantwortungsbewußte Dienstausübung allseitig zu stärken.

K. H. Freitag





Platz für Schonplätze!

1971 im Visier Bein oder

Es ist Fakt: Minikleider haben sich als idealer Kampfanzug für den Tanzsaal bewährt. Darüber hinaus boten sie manch erfreulichen Anblick, wenn man sie richtig im Visier hatte. Doch der modische Mittelpunkt vergangener Jahre scheint in volle Deckung gegangen zu sein. Bein oder nicht Bein ist also die Frage angesichts trüber Novembertage, langer Hosen, Midi- und vereinzelter Maximäntel. Vom männlichen Standpunkt aus gesehen wird die Maximode bestimmt kein Volltreffer. Allzugern würde das starke Geschlecht Sperrfeuer gegen sie eröffnen. In der Tat: Extrem lange Modelle, wie sie zum Teil international propagiert werden, entsprechen nicht unserem aktiven Lebensstil. Jung, optimistisch und zweckmäßig, das sind die Charakteristika der DDR-Mode. Der Kampf ums Bein wird abgeblasen. Handbreit überm bis Handbreit unterm Knie ist die Devise, je nach Alter und Figur der Trägerin. Der „Lendenschurz" jedoch ist passé. Es lohnt sich schon wieder, vorm Angriff ein Spähtruppunternehmen zu starten. Dann wird auch MIDI ins Schwarze treffen.

Doch jetzt sind Sie erst einmal an der Reihe, unsere Mannequins, beziehungsweise deren Modelle anzuvisieren. Schreiben Sie uns bitte, welches Modell aus jeder der drei Kategorien Ihnen besonders zusagt, in welchem Sie IHM gefallen möchten, oder womit Sie Ihre Auserwählte gern gekleidet sähen. Ihre Postkarte mit dem Kennwort „1000-Mark-Preisausschreiben" könnte dann beispielsweise so beschrittet sein: Strandbekleidung M 1, Sportliche Kombination M 3, Festkleid M 2. Letzter Einsendetermin: 25. Dezember 1970 (Poststempel). Gewinnen kann jeder, der sich am Preisausschreiben beteiligt. Die Gewinner ermittelt das Los unter Ausschluß des Rechtsweges.

Unsere Anschrift: Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 7986.

1000 MARK

Hauptgewinn 500 Mark
ferner 4mal 50 Mark
5mal 20 Mark
20mal 10 Mark

PREISAUSSCHREIBEN

Auflösung aus Nr. 8 / 1970
1000-Mark-Preisausschreiben

Allen Mitfahndern vielen Dank, der TATRA 813 wurde auf den Bildern 2, 3, 6 und 9 entdeckt.
Das Los entschied und als Gewinner wurden ermittelt:

500,– Mark: Unteroffiziersschüler E. Fundschler, Weißwasser

50,– Mark: Sold. Rähne u. Weschke, Leipzig, Marion Schumann, Freiroda, Georg Martin, Salzwedel, Ronald Heise, Thale/Harz

20,– Mark: Uffz. Thomas Zabel, Potsdam, Mstr. d. VP H.-J. Arnold, Frankfurt/O., Erwin Dittmann, Pasewalk, Funker Jürgen Roth, Mühlhausen, Anette Bartosch, Halle

10,– Mark: Martin Knobloch, Riesa, D. Baumgarten, Glauchau, Hptfw. Bernd Martin, Ziegendorf, Alexander Pabst, Glienicke, Helmut Langner, Spreetal, Gerda Tietsche, Brandenburg, Kanonier Friedemann Vogel, Marienberg, Andreas Held, Lichtenstein, Peter Lankau, Walthersdorf/Erzgeb., Sold. Hans Müller, Marienberg, Offiziersschüler Peter Rosanski, Stralsund, Uwe Schwarz, Berlin, Uffz. Frieder Prager, Burg, Sold. Klaus Schindhelm, Sonneberg, Ofw. Rolf Großmann, Potsdam, Helmut Häbcke, Görlitz, Gefr. Steffen Seyfert, Oranienburg, Winfried Wittich, Klostermansfeld, Axel Reiche, Arnstadt, Werner Ebert, Königs Wusterhausen.

Die Preise werden mit der Post zugesandt.

nicht Bein?

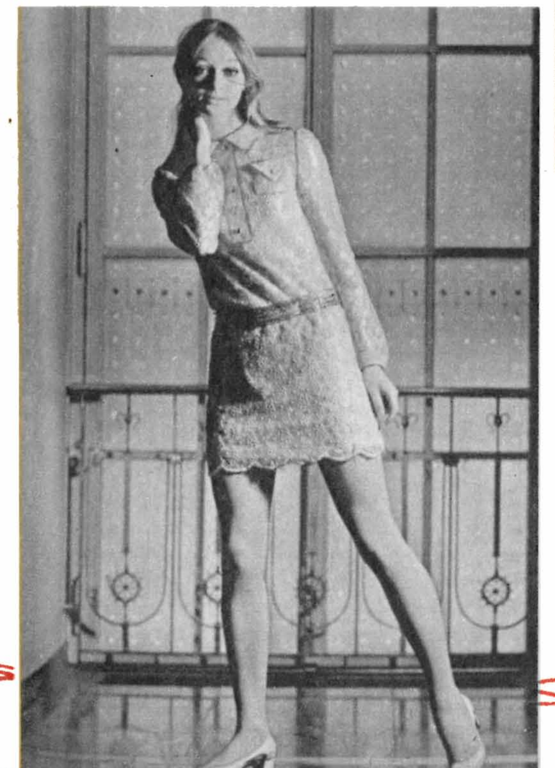


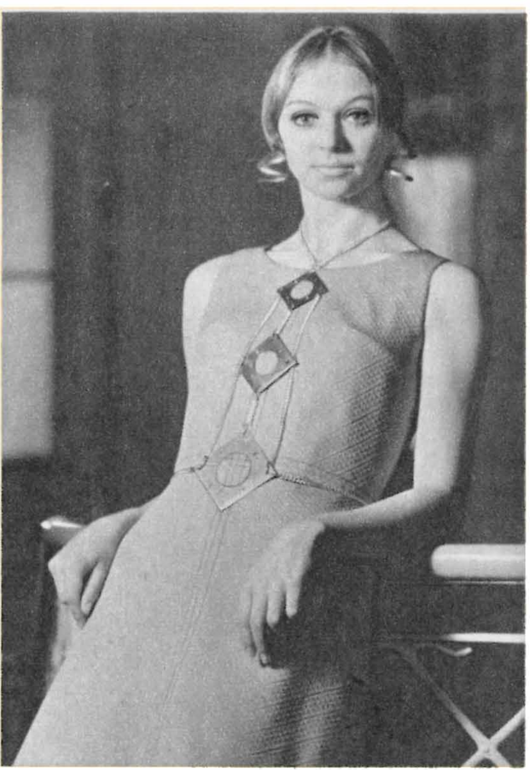
Festkleider, Modell 1:

Kleid im „Baby-Doll"-Stil.
Es ist – je nach der Zugabe des modischen Beiwerkes – als Tageskleid oder kleines Festkleid zu tragen.

Festkleider, Modell 2:

Schmales, ärmelloses Kleid aus Maschenware.
Im Blickpunkt: Äußerst dekorativer Metallschmuck.

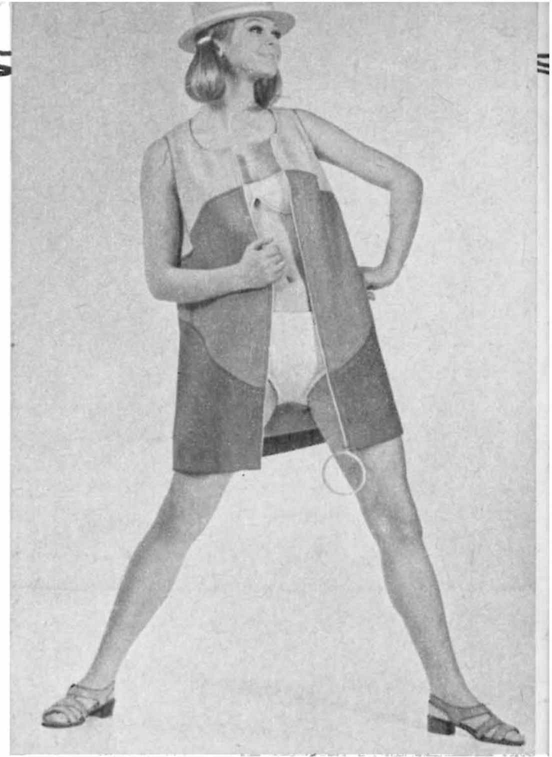




Festkleider, Modell 3:

Kleid aus Dederon-Tüllspitze in betont schmaler Silhouette.
Die Details sind ausgesprochen sportlich.



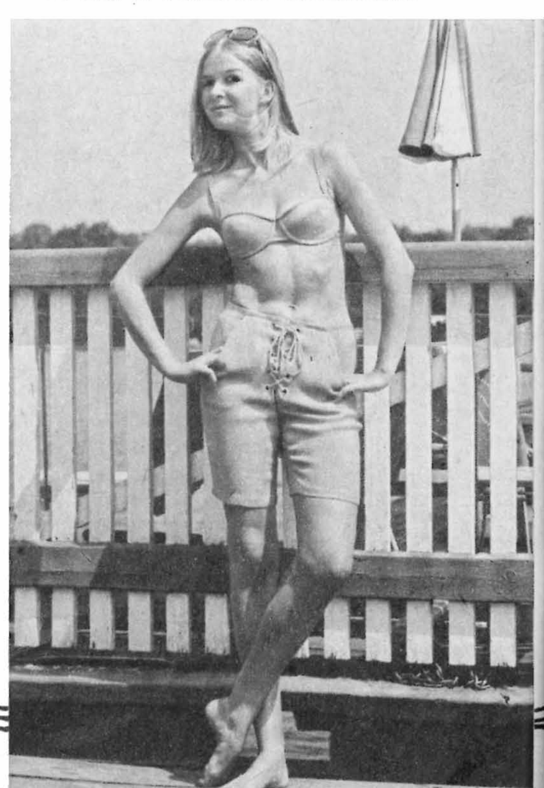


Strandbekleidung, Modell 1:

Bikini mit Strandhemd in neuer Farbflächenaufteilung.
Knüller: Reißverschluß mit Babybeißring (!).

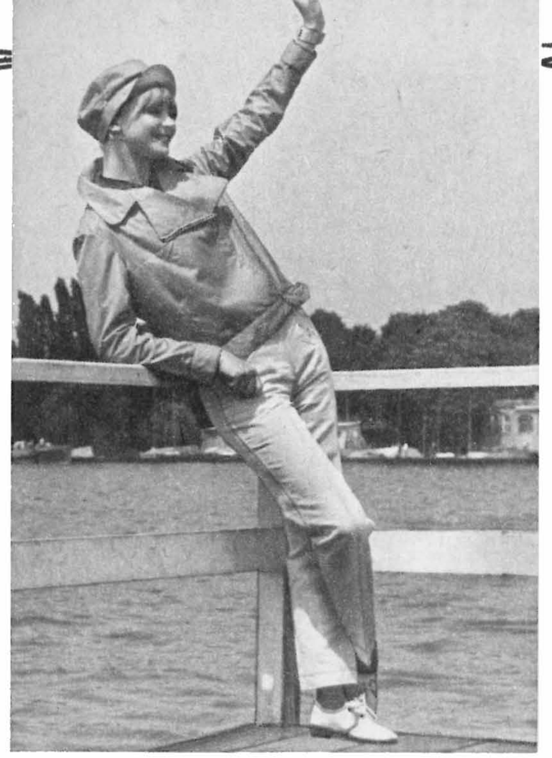
Strandbekleidung, Modell 2:

Strandanzug mit umstrittenen Maxi-Shorts.
Im Blickpunkt:
Der nicht zu übersehende Schnürverschluß.



Strandbekleidung, Modell 3:

Knallgelbes Strandensemble
mit verkürzter Hemdbluse (für sehr schmale Taillen)
und knöchellangem Wickelrock.

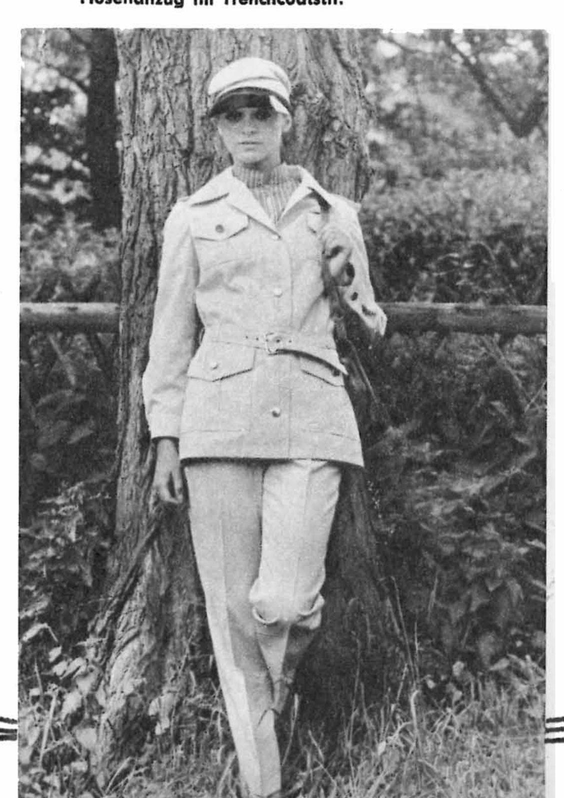


Sportliche Kombination, Modell 1:

Kombination mit den hierfür typischen Details: Viele Taschen und markante Steppnähte.

Sportliche Kombination, Modell 2:

Schick für junge Mädchen: Hosenanzug im Trenchcoatstil.





Sportliche Kombination, Modell 3:

Kostüm aus Bekleidungskunstleder. Die Jacke kann auch mit langen Hosen kombiniert werden.

Im Siebenjährigen Krieg kampierten Franzosen unter Broglio lange Zeit in Sonneborn, einem Dorfe des Herzogtums Gotha. Ein sehr hübsches, aber etwas einfältiges Landmädchen hatte sich zu sehr mit ihrer Einquartierung befreundet. Nach dem Abzug der Truppe zeigten sich die Folgen. Die Mutter des Mädchens, die nicht eben klüger war als ihre Tochter, kam zur Pfarrfrau und klagte dieser ihren Kummer. „Es möchte ja alles noch sein", sprach sie, „aber was machen wir mit dem Kinde, wenn es größer wird? Da werden wir recht unsere Not haben, wenn wir es nicht verstehen!"



Als ein General und sein Feldprediger an einem Galgen vorbeikamen, sagte der General: „Sehen Sie doch, wie sich die Raben über Sie Schwarzrock freuen!" – „Ja", antwortete der Geistliche, „sie glauben, ich bringe ihnen etwas."



Ein Feldherr wurde von einem Chronisten nach Einzelheiten der Kämpfe befragt. Jener entschuldigte sich mit Folgendem:
„Ich war allzu beschäftigt, die Schlacht zu leiten, daß die Einzelheiten mir entgingen. Alles was ich sagen kann, ist, daß der Feind da war und wir ihn schlugen."



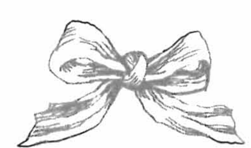
Die Frau eines Obersten und eine Hauptmannsfrau – beide sehr auf Etikette bedacht – kamen zusammen in eine Gesellschaft. „Ach, Liebe!" sagte die Frau des Obersten zur Frau des Hauptmanns, „stellen Sie sich vor, ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt." „Ach Gott", erwiderte die andere, „diese Ehre – es wäre ja eigentlich meine Schuldigkeit gewesen, von Ihnen zu träumen."





Ein Offizier stürzt auf den Posthalter zu: „Herr Postmeister, wenn ich vier Pferde statt zweien nehme, würde ich wohl schneller nach Leipzig kommen?" – „Allerdings", entgegnete der Gefragte, „Sie würden kaum die Hälfte der Zeit dazu brauchen." – „Ach? So geben Sie mit bitte acht Pferde, dann werde ich wohl gar keine Zeit dazu brauchen!"





Zwei Rekruten bewundern Blüchers Statue neben dem Opernhaus in Berlin (heute Staatsoper), wo die Siegesgöttin (als Engel) dem Helden einen Lorbeerzweig reicht. Der eine deutet auf die Göttin: „Was ist denn das für eine Waffengattung?" – „Dummkopf!" erwidert der andere, „det ist doch Blüchern sein Flügel-Adjutant[1]!"

[1] Flügel-Adjutant: Adjutant des Obersten Kriegsherrn, also nur des Königs.

„Herr Leutnant", rief der Bursche seinem Offizier zu, „Sie ziehen ja zweierlei Stiefel an!" Von Zitzewitz kratzt sich am Hinterkopf: „Ja, zum Teufel, ich habe mich auch schon darüber gewundert, aber das Allertollste ist, daß im Schrank gerade noch so ein Paar stehen!"



Als auf einem Maskenball sich mehrere Herren in Dominos recht ungehörig und heraus-

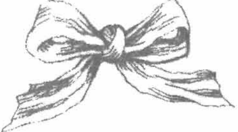
fordernd benahmen und die übrigen Ballgäste, empört durch das unschickliche Betragen derselben, wachthabende Polizeibeamte in den Saal riefen, um dem Unfug zu steuern, rief einer der verkappten Flegel: „Fassen Sie mich nicht an, ich bin Offizier und von Adel!"
„Ja, ja, ich glaube es schon", erwiderte kaltblütig der Polizist, „was Ihnen als Offizier erlaubt ist, ist Ihnen als Domino nicht gestattet."



Am Ende des Siebenjährigen Krieges, gleich nach dem Friedensschluß, wurde zum Troste der Untertanen in Preußen öffentlich bekanntgemacht, daß der Staat bemüht sein werde, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen habe. Wenige Wochen darauf wurde eine neue Steuer ausgeschrieben. Ein Bauer schimpfte fürchterlich. Ein anderer verspottete ihn mit den Worten: „Du Esel, weißt du nicht, daß sie uns ja erst ausziehen müssen, damit sie an unsere Wunden herankommen können?"



Ein Landsknecht prügelte einen Bauern, der eben ein Beutelchen, worin eine kleine gesparte Summe war, retten wollte. Der Oberst kam dazu und fragte den Soldaten: „Warum prügelst du diesen Menschen?"
„Herr Oberst", war die Antwort, „der Schurke da will uns sein Geld stehlen!"



Ein Technokrat

Celle. Mit 5 Freunden, darunter ein Fähnrich und ein Gefreiter, feierte Burkhard Gäde, 20, seine Beförderung zum Unteroffizier. Nachdem sie bei offenem Fenster das Nazilied: „... und heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ gesungen hatten, zogen sie zum benachbarten Judenfriedhof. Einer rief: „Aus dem Judenfriedhof sollte man lieber einen Parkplatz machen!“ Dann zerschlugen sie vier Grabsteine.

Wir werden hier von einem Bundeswehrangehörigen berichten, der wohl nie Grabsteine zertrümmern wird und der absolut nichts mit den Nazis im Sinne hat, wie er sagt.

Zuvor wollen wir aber noch einen Augenblick bei der Meldung verweilen.

Man will uns weismachen, solcher Art „Rowdys“ seien harmlose Einzelgänger. Aber bereits die fehlende Überraschung beim Lesen der Meldung widerlegt das. Harmlos sind allein die Strafen, die man für derartige Friedhofsschändung dortzulande verhängt.

Aber vielleicht haben diese sechs doch nur total betrunken und im Grunde gegen ihre eigentliche Überzeugung gehandelt? Vielleicht aus Renommiersucht, weil ein paar Mädchen dabei waren? Es waren wirklich welche dabei. Aber dennoch lag im Alkohol die Wahrheit, das heißt die echte Gesinnung. Bekannt wurde nämlich eine weitere Tatsache: Alle sechs sind Mitglieder des „Bundes Heimattreuer Jugend“ (BHJ).

Aber die Mehrheit der westdeutschen Jugend ist ja Gott sei Dank nicht in jenen Organisationen Mitglied, und es gibt ja wohl überhaupt sone und solche?! Auch in der Bundeswehr.

In der Tat: Da gibt es jenen Trupp der Friedhofsschänder und der auf den Vietnam-Einsatz Erpichten, die natürlich auch nur allzugern allen Sozialisten in der DDR das Messer an die Kehle setzen würden. Da gibt es jene, die sich vom „schwarzen Mann“ Kommunismus bedroht sehen und zum Teil wieder selbst nicht recht daran glauben; da gibt es die starke Mannschaft derer, die über die Beine des Fußballasses Beckenbauer besser Bescheid wissen als über die Arbeitsweise ihres Bundestages. Da gibt es ...

Nein, d e r Typ des Bundeswehrsoldaten existiert nicht. Aber in einem Falle ist das für die Soldaten der Volksarmee doch ziemlich uninteressant. Nämlich wenn die Frage steht: Würden alle diese Gruppen und Grüppchen, Typen und Schattierungen bei einem Aggressionsbefehl „marschieren“? Ja oder nein? Das ist die Frage ...

Hier soll ein junger Mann zu Worte kommen, der niemals Grabsteine zertrümmert hat. Er war aus der Bundeswehr in die DDR gekommen. Gedient hat er in einer Fla-Raketen-Einheit in Rottenburg. Das ist ein Nest, „wo um 8 Uhr abends die Bürgersteige hochgeklappt werden“, sagt er. Es liegt dortzulande, wo man noch immer von den „Saupreißen“ spricht. Aber auch die Soldaten aus dem Norden sind nicht auf den Mund gefallen. „Die Bayern sind ein kleines diebisches Bergvolk am Rande der Alpen“, sagen sie. Oder: „Bevor Hannibal über die Alpen zog, befahl er: ‚Alle Fuß- und Geschlechtskranken links raustreten!‘ Das wurden dann die Bayern.“

Aber auf Grund dieser harten Worte auf harte Fäuste und fliegende Bierseidel zu schließen, wäre völlig falsch. Denn bei der Uniform hört bei vielen Bayern der „Saupreiße“ auf! „Wenn wir sonntags mal zum Frühschoppen gingen, brauchten wir nie zu bezahlen. Die Bayern sind soldatenfreundlich“, beteuert unser Gesprächspartner. „Außerdem sind sie oft alte Nazis. Wenn es um die steigende Kriminalität ging, hab' ich oft gehört: ‚Der Hitler hätte mit diesen Gewaltverbrechern längst Schluß gemacht.‘ Als dann die Geschichte mit dem Grafen Spretti da drüben in Mittelamerika passierte, hieß es: ‚Adolf hätte sich das nicht gefallen lassen. Der hätte ein Bataillon 'rübergeschickt und aufgeräumt‘.“

Er dagegen habe nichts mit den Nazis und der Vergangenheit vor 1945 im Sinn. Das heißt aber vor allem: Er hat was anderes im Sinn.

„Ich wollte vorwärtskommen, und da mir im zivilen Leben die Meisterprüfung finanziell unerschwinglich war, wurde ich Zeitsoldat. Deshalb und überhaupt aus Interesse las ich auch bei der Bundeswehr vor allem technische Literatur. Hefte oder sogar Bücher über den Krieg interessierten mich herzlich wenig.“

Und die berüchtigte „Bild-Zeitung“?

„Ach ja, die ‚Bildungszeitung‘. Welcher Soldat liest sie nicht!“ Dieses „Ach ja“ und sein Achselzucken dazu sollen besagen: Das ist doch nur Unterhaltung, nichts Ernsthaftes also.

Ob denn in seiner Einheit die Traditionen der Vergangenheit nicht gepflegt wurden? „Schon. Bei der Einweihung erhielt unsere Kaserne den Namen ‚Generaloberst-Weise-Kaserne‘. Das war ein General aus dem zweiten Weltkrieg. Oder er war sogar schon General im ersten Weltkrieg. Sein Sohn war ja auch bei der Ein-



weihung zu Gast, und der ist schon recht betagt. Damals regnete es den ganzen Tag, und wir standen im offenen Karree und waren klatschnaß. Da habe ich dann nicht mehr hingehört. Aus der früheren Kaserne bei München wurden auch zwei Bronzetafeln ausgebaut und in der neuen eingebaut. Sie stellten zwei Soldaten aus dem zweiten Weltkrieg dar. Es stand auch was drauf. Ich weiß aber nicht was. Das fällt einem erst auf, wenn man was drüber sagen soll."

Wie es denn mit dem obligatorischen, wöchentlichen „staatsbürgerkundlichen Unterricht" bestellt gewesen sei?

Die AR hatte einmal von einem Kompaniechef berichtet, der oft den politischen Unterricht auf Kosten der militärischen Ausbildung ausdehnte, sobald er den Soldaten nur sein verhetztes, antikommunistisches Bild von der DDR eintrichtern konnte. Unser Gesprächspartner dagegen nahm kaum einmal am Unterricht teil. Er leitete eine Werkstatt, die für die Generatoren zuständig war und: „Der Generator ist das Herz der Batterie. So hatte ich immer zu tun. Von mir wurde nur eine gute Instandhaltung und eine qualifizierte technische Ausbildung der mir Unterstellten gefordert."

Nahezu ausschließlich von der Warte der Technik beurteilte er auch seine Vorgesetzten. „Unser Kommandeur hat noch den Krieg mitgemacht. Aber wo, wann und als was, das weiß ich nicht genau. Entscheidend ist für uns gewesen, wie sie ihr Fach verstehen."

Und der General Steinhoff zum Beispiel? Im Kriege mehrmals abgestürzt, von Hitler mit höchsten Auszeichnungen bedacht, 1945 zum Kommodore des 1. Düsenjagdgeschwaders ernannt, dessen Aufstellung aber nicht mehr vollendet wurde, seit den ersten Tagen der Bonner Wiederaufrüstung wieder mit von der Partie — das ist der General Steinhoff, der Luftwaffeninspekteur und damit auch der Vorgesetzte der Raketeneinheit in Rottenburg. Über ihn sagt unser Gesprächspartner:

„Ein verdienter Flieger. Wir beurteilen ihn danach, was er heute kann, nicht danach, was er für Hitler tat."

Nein, unser Gesprächspartner ist kein Traditionsfanatiker. Aber Mißtrauen gegen Generale vom Schlage Steinhoffs kennt er nicht. Und damit ist das wichtigste Ziel der Traditionspflege — begonnen bereits in der Schule — auch bei dem „Nurtechniker" erreicht, obwohl er ja nicht einmal die Inschriften auf jenen Bronzetafeln kennt.

„Was sollte denn ein Steinhoff schon machen, auch wenn er wieder losfliegen wollte? Entscheiden muß doch der Bundestag."

Wir fragen ihn: „Wer hat denn wirklich im Staate die Macht?"

„. . ."

„Wessen Vertreter kommen denn alles in den Bundestag?" „. . ."

„Und denken Sie doch einmal an Griechenland, wo das Militär die Parlamente beseitigte?"

Er antwortet: „Gehen Sie doch nicht so hoch in die Politik!"

Auf der hohen Warte der Technik fühlt er sich sicherer. Von dort „oben" betrachtet er auch die NATO-Verbündeten. Auch er hält von „den Franzosen" nicht viel. Diese Meinung ist weitverbreitet bei der Bundeswehr. Aber während meist „politische Unzuverlässigkeit" ins Feld geführt wird, kommt er aus anderer Richtung: „Einmal haben wir einen 80-Kilometer-Marsch bei Augsburg gemacht. Es waren auch Engländer und Franzosen dabei. Die Franzosen hatten eine so miese persönliche Ausrüstung, die war sagenhaft. Aber wenn bereits die persönliche Ausrüstung so schlecht ist . . ."

Natürlich beurteilt er die US-Army anders. Aber anhimmeln? Nein, das kann er auch nicht. „Wenn ich an die amerikanischen Vorschriften denke! Darin ist alles idiotensicher. Da steht, welche Schraube man wieviel Male rechtsherum drehen muß. In unseren Vorschriften steht: ‚Schraube fest anziehen'. Da bleibt doch noch Platz zum selbständigen Denken."

Die leichte Distanz ist noch aus einem anderen Grunde da. Wegen Vietnam. Ein Bericht des „Stern", der auch in unserer Presse veröffentlicht wurde, hat den „Techniker" beunruhigt. Die Illustrierte hatte über die Ausbildung des „Stolzes der amerikanischen Nation", der Marineinfanterie, zu Killern berichtet. Hier sei noch einmal eine Kostprobe aus dem Munde eines Ausbilders zitiert.

Wie man mit einem „Roten" umspringen muß? „Ihr werdet ihn aufschlitzen und sein verdammtes Gedärm in sein verdammtes Maul stopfen, ist das klar? ... Ihr werdet töten, Rekruten, töten, töten, töten."

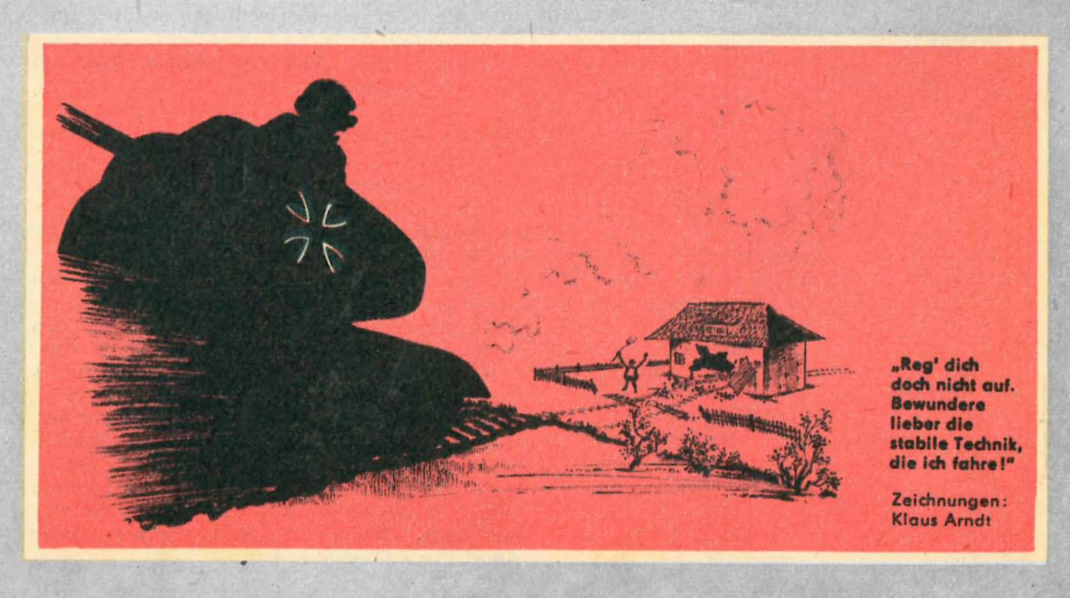
Diese Art Krieg behagt unserem Gesprächspartner nicht. Und überhaupt: „Den Helden spielen, so überzeugt bin ich nicht."

Gegen wen er den „Helden" zu spielen gehabt hätte, weiß er spätestens seit seinem Unteroffiziersausbildungslehrgang.

„Dort haben wir auch eine Übung gemacht. Wir waren Blauland. Einem anderen Teil wurde erklärt: ‚Ihr macht den Gegner, ihr seid Rotland.' Während des Marsches liefen wir u. a. 10 Kilometer unter Maske. Es war Winter, und nackt mußten wir durch einen Fluß. Dann kamen die von Rotland das erste Mal. Als Arbeiter verkleidet. Sie riefen: ‚Dort vorn ist eine Kneipe, kommt doch mit.' Jede Gruppe hatte in einem Korb ein lebendes Huhn als Verpflegung mit. Im Wald wurde es freigelassen, wir mußten es dann einfangen und schlachten. Dazu rangenommen wurde das ‚beste' Muttersöhnchen. Endlich lagen wir zu zweit verteilt in Löchern. Da wurden nach ein paar Stunden die Fernsprechleitungen kurzgeschlossen, und zum ersten Mal setzte dröhnend ein Lautsprecher ein, Schlagermusik und dazwischen Aufforderungen, doch einfach abzuhauen. Allen war klar, da sprach Rotland, und das sollte die DDR darstellen. 6–7 Stunden lagen wir im Loch. Die zugesagte Verpflegung kam nicht, die Führung war auch verschwunden, und immer wieder setzte der Lautsprecher von verschiedenen Seiten ein. Das macht mürbe. Wir sagten, es geht nach dem Grundsatz: Gelobt ist in der Bundeswehr, was uns hart macht. Und was uns nicht umbringt, macht uns noch härter."



Für 14 Tage in diesen Arrestbunker in Ahlen mußte der Bundeswehrgefreite Reinhard Junge, als er den Einsatz der Bundeswehr gegen die Zivilbevölkerung im sogenannten Spannungsfall kritisiert hatte.



„Reg' dich doch nicht auf. Bewundere lieber die stabile Technik, die ich fahre!"

Zeichnungen: Klaus Arndt

Damals war ein Teil der künftigen Unteroffiziere nicht gut auf seine Ausbilder zu sprechen. Ohne Diskussion als gegeben hingenommen wurde indes, daß die „Roten" aus der DDR verschlagen sind und ihnen eben alles zuzutrauen sei. Klar war und ist fast allen, daß für die Bundeswehr der sogenannte potentielle Gegner „Rotland" sei, getreu der Losung des früheren Kriegsministers Strauß: „Wir kennen nur einen Fall, und das ist der Fall Rot!"

Und Übungen dieses Geistes werden heute nicht weniger als früher durchgespielt. So rissen jüngst Bundesgrenzschutzler im Schutz von Panzerfahrzeugen während der Übung „Steinpilz" nachgebildete Grenzpfähle mit DDR-Wappen aus. Der Lage nach war im „Oststaat" eine angenommene „allgemeine Spannungssituation" zu bereinigen.

Aber diesen „Ernstfall" hat unser Gesprächspartner nie so recht ernst genommen. Da gab es ja das „Gleichgewicht der Kräfte". Und überhaupt hat er kaum weiter darüber nachgedacht. Eine Ausnahme gab es allerdings. Das war 1968 zur Zeit der Niederschlagung der Konterrevolution in der ČSSR. Als drüben die Hetze gegen die Hilfsmaßnahmen der sozialistischen Bruderländer der ČSSR Wogen schlug und die personelle und materielle Verstärkung aller NATO-Streitkräfte gefordert wurde, kamen sie auch in Rottenburg in Rage auf die „Roten". Aber viele hofften doch, daß das an die Wand gemalte Gespenst des Krieges wieder verschwinden würde. Einer meinte: „Dann werde ich meinen Wagen mal schon dem Roten Kreuz zur Verfügung stellen." Das war zwar Galgenhumor, aber eben auch Bereitschaft, zu „marschieren".

Schwer zu sagen, ob nach diesen Wochen bei unserem Gesprächspartner sogar die Überzeugung verstärkt war, daß es eben in alle Ewigkeit nicht zu jenem „Ernstfall" kommen werde. Wahrscheinlich dachte er nicht einmal so weit. Die Wagen, die nun doch nicht beim Roten Kreuz waren, und überhaupt die Technik, die Beine Beckenbauers und die nahe Freundin beherrschten Gedanken und Gefühle.

Wir stellten ihm die eingangs zitierte, für uns entscheidende Frage: „Hätten auch Sie im sogenannten Ernstfall alle Befehle ausgeführt?" Erst konnte er ein Lächeln nicht verbergen. Es hatte etwa den Sinn: „Was soll man sich um ungelegte Eier kümmern, die auch in Zukunft nicht gelegt werden."

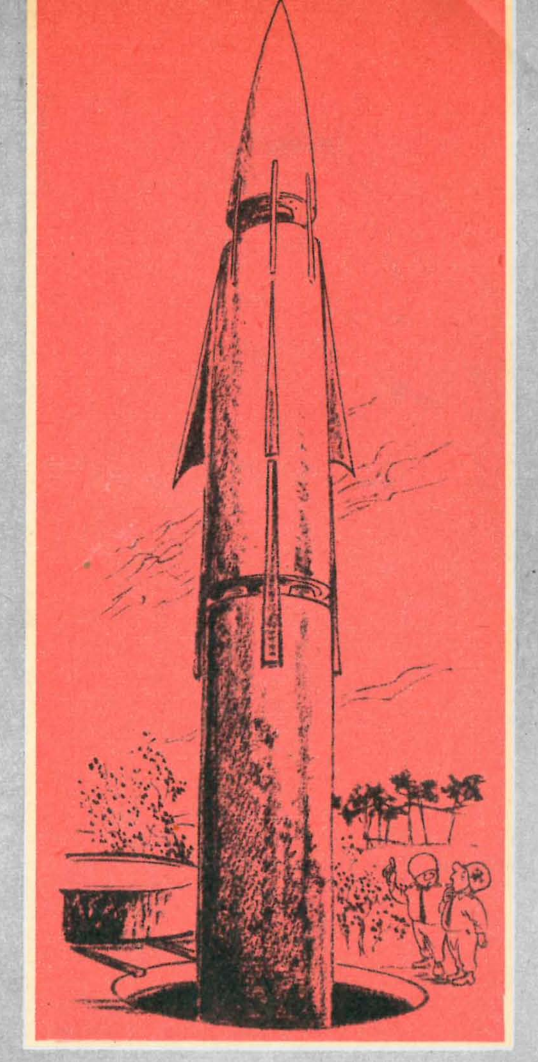
Schließlich aber antwortete er: „Ja, wenn ich zu einer Kampfeinheit versetzt worden wäre, da hätte ich wohl auch ..."

Da war ihm also seine spezielle technische Funktion noch ein sanftes Ruhekissen. „Wenn ich in eine Kampfeinheit versetzt worden wäre ..." Als ob die Instandsetzung der Generatoren der Raketenbatterien nicht ebenso wichtig, ja nicht noch wichtiger gewesen wäre als etwa der Dienst als Panzerschütze ...

Also selbst er hätte jeden Befehl ausgeführt. Er, der durch einige Reisen in die DDR weniger anfällig für die antikommunistische Hetze war als die meisten Soldaten; er, der kaum an jenem obligatorischen staatsbürgerkundlichen Unterricht teilnahm, der übrigens laut „Weißbuch" der Bundesregierung in Zukunft noch intensiviert werden soll; er, der wohl keine Grabsteine zertrümmern würde. Auch er, der Technokrat! Ein Genosse formulierte mir sein Urteil drastisch so:

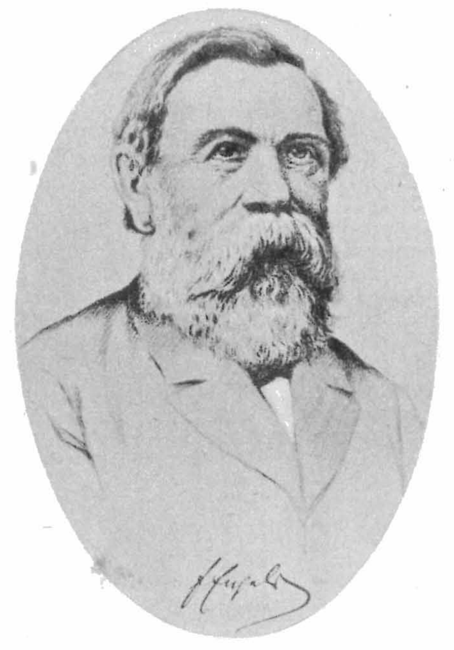
„Das sind nicht nur technisch beschlagene, sondern von der Technik behämmerte Soldaten!" Ja, er wollte eine Schraube mit Verstand anziehen, aber kann nicht politisch in Zusammenhängen denken. Auch er war ein funktionstüchtiges Schräubchen in der imperialistischen Kriegsmaschinerie.

Er betrachtete den Dienst in der imperialistischen Armee als Job. Wer denkt da nicht an die „Piloten im Pyjama"! *Major Heinz Huth*



„Schade, daß man mit der nicht in den Weltraum fliegen kann."
„Wenn wir die auflassen, kommen wir 100 zu 1 auch in den Himmel."

Bei den Großen



Schmale Streifen Mais, die immer wieder ein Feld vom nächsten trennen, schaffen ein Mikroklima, ohne das keine prächtigen Gurken gedeihen können.

Mit den Gurken zogen die aus Großengottern übrigens bereits vor der Jahrhundertwende weithin übers Land. Wegen des schwunghaften Handels soll es auch manche Händel gegeben haben. Zumindest seien die aus Großengottern nicht allzu beliebt gewesen, hörten wir in Mühlhausen. Aber gab es denn d e n Großengottener?

Wo hätten wir die Antwort besser erhalten können als im „Spittel", einem einstigen Spital für Leprakranke, das heute ein Dorfmuseum beherbergt. Und wer hätte sie besser geben können als Arthur Görlach, der fast die gesamte Freizeit in seinem „Spittel" verbringt.

Die Redaktion hatte sich vorgestellt, mit dem Genossen General in einem Wartburg hinaus aufs Land zu fahren.

Vielleicht meinen Sie, werter Leser, daß Sie sich das nicht vorstellen können, denn so lang sei der Arm oder so groß sei die Autorität der Redaktion auch wieder nicht.

Lassen Sie sich darauf erwidern, daß es sich auch um einen besonderen Genossen General handelte. Er ist in allen Ländern bekannt und zählt zweifellos zu den meistverehrten und bestgehaßten Leuten, und das, obwohl er schon vor 150 Jahren geboren wurde und seit 75 Jahren tot ist. Wir hatten uns nämlich vorgestellt, mit keinem geringeren als Friedrich Engels, den seine Freunde „General" riefen, hinaus ins Thüringer Land zu fahren. Und welches Ziel hätte da passender sein können als das Mühlhäuser Gebiet, das Zentrum des Großen Deutschen Bauernkrieges, über den Engels mit so großer Leidenschaft geschrieben hatte. Er sah im Jahr 1525 ja auch nicht nur einen Aufstand der Bauern, vielmehr „wies der deutsche Bauernkrieg prophetisch hin auf zukünftige Klassenkämpfe, indem er nicht nur die empörten Bauern auf die Bühne führte – das war nichts Neues mehr –, sondern hinter ihnen die Anfänge des jetzigen Proletariats, die rote Fahne in der Hand und die Forderung der Gütergemeinschaft auf den Lippen."

So waren wir also auf dem Weg von Mühlhausen nach Großengottern. Weshalb dieses Dorf mit rund zweieinhalbtausend Einwohnern auch Gurkengottern genannt wird, offenbaren die Handtuchfelder vor dem Dorfeingang.

„Wie die mechanische Spinnerei und Weberei das Spinnrad und den Handwebstuhl, so müssen diese neuen landwirtschaftlichen Produktionsmethoden die ländliche Parzellenwirtschaft rettungslos vernichten und durch das große Grundeigentum ersetzen . . ."

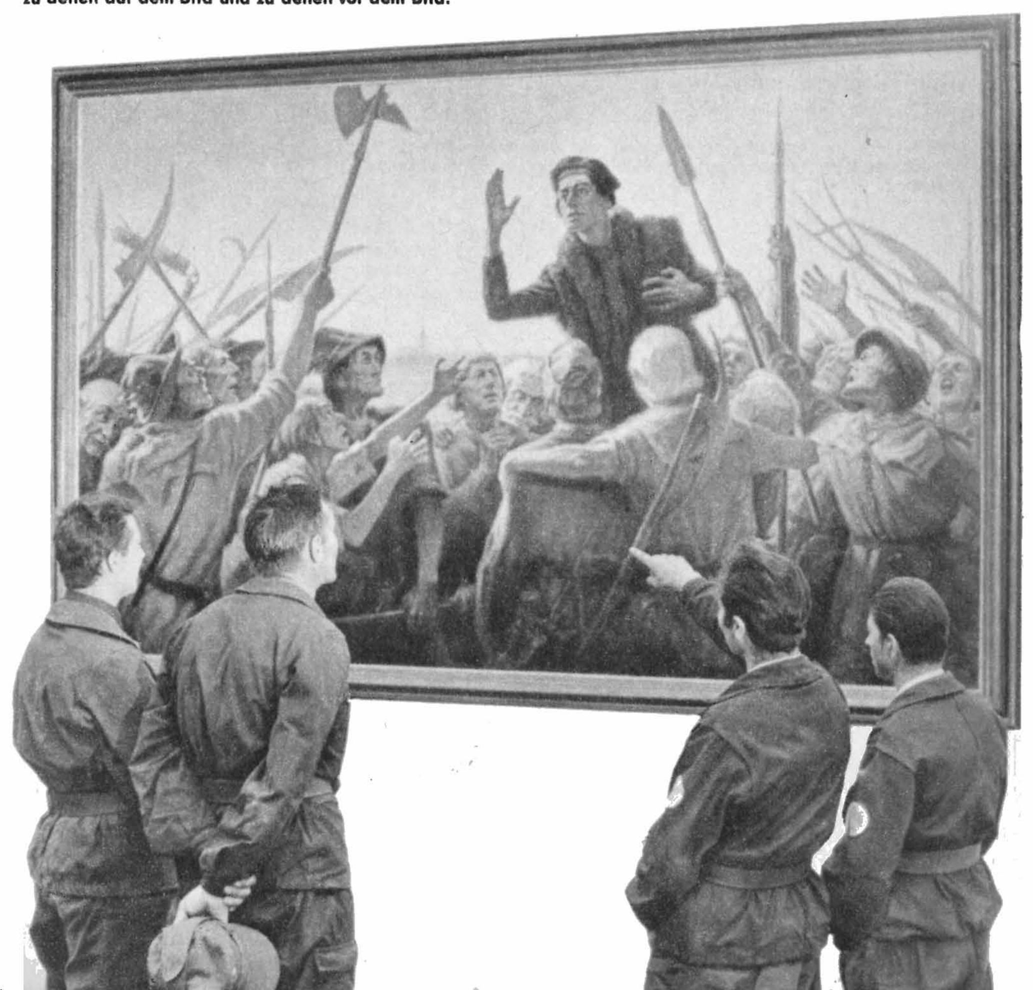
(F. Engels, „Die Mark")

„Ja, das hier war einmal ein Spital für Aussätzige, für Leprakranke, und später ein Altersheim. Über die Gründung erzählt man sich so manche Geschichten. Ein Graf soll es gestiftet haben, als er von den Kreuzzügen heimkehrte. Weil seine Frau so treu war oder weil sie bald nach seiner Heimkehr gestorben ist. Aber das ist alles Unsinn. Später hieß das Spittel nach den Besitzern die ‚Hopfgartische milde Stiftung'. Aber so wohltätig war das nicht. Jeder, der hier rein wollte, mußte schwer bezahlen. Feuerung, das heißt Holz, wurde dann zwar gegeben, aber nur ein Raum ließ sich beheizen. – Hier sehen Sie einen Spieß aus dem Bauernkrieg. Er wurde in einer Familie von Generation auf Generation vererbt. Nach der Niederlage der Bauern sollen auch zwei aus Großengottern enthauptet worden sein. – Das hier ist ein Halseisen, mit dem rebellische Bauern gefesselt wurden. Ich habe es hier im Spittel gefunden. Es diente als Halterung für ein Ofenrohr. – Hier die Trachten wurden auch von Einwohnern gespendet. Das ist eine Hochzeitshaube. Sie hat Straußenfedern und gehörte einer reichen Braut. Diese bunte Hochzeitshaube war für die arme Braut. Wer sich keine eigene Haube zur Hochzeit leisten

und Kleinen von „Gurken"gottern

konnte, lieh sie sich aus. – Ist diese Tracht dort nicht hübsch mit den Häkelarbeiten? Die armen Leute durften ja keine Seide tragen, das war verboten. Aber sie wollten doch auch hübsch aussehen, nicht wahr? – Lustig waren die Großengottener auch. Wir hatten gleich mehrere Vergnügungsvereine hier. In einem waren die Bauern mit mehr als zwei Pferden. In dem nächsten die mit zwei Kühen. Und die noch weniger hatten, durften sich nur in einem dritten Verein vergnügen. – Hier ist die neue Zeit dargestellt. Der Anfang des neuen Lebens auf dem Lande, die Bodenreform, hat die umliegenden Dörfer, aber nicht Großengottern betroffen. Früher gab es auch hier Güter. Aber sie waren bereits aufgelöst worden. Das hing wohl mit dem verstärkten Gemüseanbau nach der Unstrutregulierung zusammen. Das Gemüse brachte viel Geld, erforderte aber viel Handarbeit. Da war es für die Gutsbesitzer lohnender, das Land für einen hohen Bodenpreis zu verkaufen. Heute nun sind in unserer Kooperation fünf Genossenschaften aus vier Dörfern zusammengefaßt. Sie haben recht, wir müßten noch mehr Ausstellungsstücke der neueren Zeit haben. Wenn ich noch an unseren ersten Traktor denke. Der war aus Rußland. Der ging noch mit Petroleum. Schade, ich weiß nicht, wo der geblieben ist. Aber ich habe noch eine ganz andere Frage. Alte Orden sind doch wertvoll, nicht wahr? Früher wurden die Orden nun bei der Beerdigung in der Kirche gelassen. Dort ist seit hundert Jahren ein ganzer Kasten voll zusammengekommen. Diese Orden gehören aber doch der Gemeinde, meinen Sie nicht auch?"

Thomas Müntzer spricht zu bewaffneten Bauern – zu denen auf dem Bild und zu denen vor dem Bild.



Auf dem „Stützpunkt schwere Technik"

Der neuste Traktor vor dem „Spittel". Stehend von links nach rechts: Genosse Pietzsch, Kollege Görlach, Genosse Helbing und der LPG-Vorsitzende Genosse Kellner.





Die Hauben scheinen ihr nicht zu gefallen – weder die der armen Braut auf ihrem Kopfe noch die der reichen Braut in der Hand.

Daß „die Emanzipation des Proletariats einen besonderen militärischen Ausdruck haben, eine aparte, neue Kriegsmethode erzeugen wird“, war eine wichtige Schlußfolgerung Friedrich Engels' in einer 1851 begonnenen, Fragment gebliebenen Schrift.

So manches Stück im Spittel erinnert auch an Reservisten vergangener Zeiten. Eine Schnapsflasche trägt den sinnigen Spruch: „Du warst mein Trost in trüben Stunden, / das hab ich als Soldat empfunden.“ Ein Krug trägt die Worte: „Solang ich leben werd, / vergessen werd ich es nie, / ich war ein Lanzenreiter, der schweren Kavallerie.“ „Reservist Stephan“ steht ferner auf dem Krug. Zweimal taucht der Name Stephan auch auf dem Grabmal zur Erinnerung an die im ersten Weltkrieg Gefallenen auf.

Der Krug zeigt auch noch eine hübsche Malerei. „Die Trommel ruft zum Scheiden, / drum, mein Mädchen, lebe wohl“, sagt die scheidende, „letzte Einquartierung“. Und das weinende Mädchen des Hauses schluchzt: „Es wäre schön gewesen, / es hat nicht sollen sein.“

Die Geschichte des Reservisten Stephan unserer Tage ist eine ganz andere. Sein voller Name ist Stephan Parchen, und wir begegneten ihm im „Haus der Freundschaft“, das Gaststätte und Klub zugleich ist.

„Sie hätten früher kommen sollen, Genossen. Wir haben gerade eine Übung unseres Kampfgruppenzuges beendet. Ich bin sein Kommandeur. In der Armee war ich Kommandeur einer 120er Batterie. Als man mir die Kampfgruppenfunktion anbot, habe ich nicht nein gesagt. Es macht mir großen Spaß. Kürzlich – die Presse hat darüber berichtet – hatten alle bewaffneten und auch andere Organe eine gemeinsame Übung im Bezirk. Wir waren mit unserem Zug auch dabei. Da hat sich gezeigt, daß auf alle Verlaß ist. Unser Zug umfaßt unsere ganze Kooperationsgemeinschaft. Wir haben ein gut ausgearbeitetes Alarmierungssystem. Es ist eindeutig festgelegt, wer von wem alarmiert wird, wer mit welchem Fahrzeug fährt, wer die Waffen aus Mühlhausen holt usw. Wenn sie mehrere Genossen zusammen haben wollen – morgen ist Waffenputzen in Mühlhausen. Übrigens haben fast alle in unserer Armee gedient. Der Genosse Helbing, unser Ältester, nicht. Aber vielleicht ist er gerade für Sie besonders interessant. Er ist schon über zehn Jahre bei der Kampfgruppe und überhaupt hier groß geworden. Ich bin ja hier mehr ‚hängengeblieben‘. Ich habe hier geheiratet und leite die Bäuerliche Handelsgenossenschaft.“

„... daß, wenn wir im Besitz der Staatsmacht sind, wir nicht daran denken können, die Kleinbauern gewaltsam zu expropiieren (einerlei ob mit oder ohne Entschädigung), wie wir das mit den Großgrundbesitzern zu tun genötigt sind. Unsere Aufgabe dem Kleinbauern gegenüber besteht zunächst darin, seinen Privatbetrieb und Privatbesitz in einen genossenschaftlichen überzuleiten, nicht mit Gewalt, sondern durch Beispiel und Darbietung von gesellschaftlicher Hilfe zu diesem Zweck.“

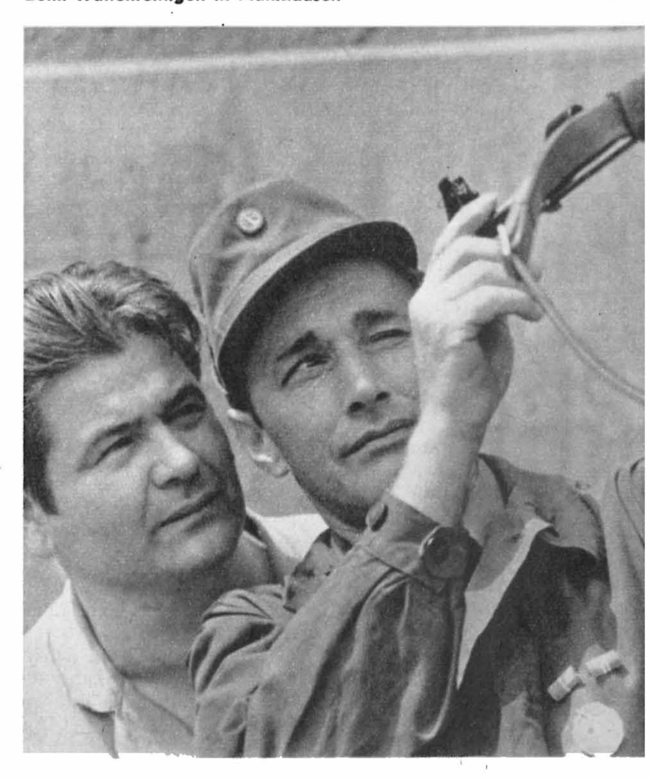
(F. Engels: „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland“)

Während der Frühstückspause sitzen wir im „Stützpunkt schwere Technik“ Helmut Helbing gegenüber.

„Ja, ich besitze bereits die Medaille für zehnjährige Kampfgruppenzugehörigkeit. Alle anderen sind jünger. Aber fünfzehn Jahre will ich vollmachen. Es macht mir viel Spaß. Jetzt haben wir bereits das dritte Mal neue Waffen. Bei einer Neuausstattung waren Arbeiter aus Mühlhausener Betrieben gekommen. Sie sagten: ‚Hier habt ihr neue Waffen. Die Arbeiterklasse übergibt sie ihren festen Bundesgenossen.‘ Diese symbolische Waffenübergabe war mein größtes Erlebnis mit der Kampfgruppe.

Ich bin Bauer und in Großengottern groß geworden. Mein Vater hatte etwas Land gepachtet, vom Gut und von der Kirche. Dann zerschlug er sich die Kniescheibe. Ein Vierteljahr bekam er Rente, dann kriegte er keinen Pfennig mehr. Ich hab' im Krieg ein Auge verloren. Den ganzen Tag auf dem Traktor sitzen kann ich wegen meines Rückens nicht mehr.

Beim Waffenreinigen in Mühlhausen



Unser Arzt hier ist gut, und ich bin sehr zufrieden mit ihm. Ich bekomme alle Medikamente, die ich brauche. Aber ich wollte mal wissen, was ein anderer Arzt sagt. Da habe ich mich für 20 Mark in Mühlhausen privat untersuchen lassen. Es war, wie ich es mir gedacht hatte: Das gleiche Ergebnis wie beim Doktor hier. So bin ich jetzt hier auf dem Stützpunkt schwere Technik, wo ich nur ab und an auf dem Traktor sitzen muß.

In die LPG bin ich 1956 gegangen. Damals waren nur Landarbeiter darin. Ich war der erste Bauer. Einer aus dem Dorf, der später nach dem Westen gegangen ist, sagte: ‚Du hast die Bauern verraten. Dich hängen wir am Baum vor dem Haus der Freundschaft auf'. Ja, so war das damals. Anfangs kamen wir in unserer LPG auf keinen grünen Zweig. Es fehlten die Fachleute. Woher der Name Mitschurin für unsere LPG kommt? Das hängt mit dem ersten Vorsitzenden zusammen, der hatte lauter Rosinen im Kopf. Der wollte Kartoffeln in Etagen anpflanzen und Gurkenfelder so groß wie heute die Getreideschläge. Als er sich für die Zeitung fotografieren ließ, kniete er nieder, damit es aussah, als ob das Korn bis zu seinem Kopfe stand. Ja, so was gab's auch. Aber allmählich ging's voran. Ich hab' dann meinen Meister des Feldbaus gemacht, wie viele inzwischen. Und die Technik, die wir haben, von der Kartoffelkombine bis zum modernen Mähdrescher, die können Sie ja hier am besten sehen.

Jetzt haben wir also die Kooperation. Manche Bauern sagten: ‚Solange hat man im Kreis mit Fingern auf uns gezeigt. Jetzt stehen wir endlich mit 13,– Mark für die Einheit gut da. Laßt uns jetzt doch erstmal in Ruhe.' Aber die Kooperation ist das einzig richtige, denke ich."

> *„Es wird namentlich die Pflicht der Führer sein . . . stets im Auge zu behalten, daß der Sozialismus, seitdem er eine Wissenschaft geworden ist, auch wie eine Wissenschaft betrieben, das heißt, studiert werden will."*
>
> (F. Engels in „Vorbemerkung" zum „Deutschen Bauernkrieg")

Er ist Sekretär und Parteisekretär in der LPG „Mitschurin", der Genosse Pietzsch. Reden hat er sicherlich schon hunderte gehalten – in den Brigaden und auf Kreisbauernkonferenzen und zur agra in Markkleeberg. An diesem Tag aber mußte er zum ersten Male anläßlich der sozialistischen Namensgebung in der Familie eines LPG-Mitgliedes sprechen.

„Ja, dieses Gör wird es einmal anders haben als wir. Wir waren zu Hause im Ruhrgebiet elf Kinder, da mußte ich früh weg von zu Haus, weil das Geld nicht vorn und hinten reichte. Mein erster Beruf war Maurer. 1945 bin ich in die Partei gegangen. Damals habe ich zwei Jahre als Landarbeiter bei einem Großbauern gearbeitet. Heute bin ich staatlich geprüfter Landwirt und eben Parteisekretär. Ja, manche Schule haben wir inzwischen besucht. Wenn ich daran denke – wir haben Lenins Genossenschaftsplan auf der Schule studiert und diskutiert und dabei noch gelernt, mit dem Pferd vor dem Pflug zu arbeiten.

Wie wir jetzt zur Kooperation kamen? Unsere fünf Genossenschaften haben auch schon früher teilweise zusammengearbeitet, bei der Zuckerrübenernte, beim Einsatz der Mähdrescher und bei der Färsenaufzucht zum Beispiel. Jetzt besteht in der Kooperation eine gemeinsame Pflanzenproduktion. Die Vorteile liegen auf der Hand. Wir wollen zum Beispiel in ein paar Jahren allein zwei Kreise mit Kartoffeln versorgen. Wir werden auch eine Schällinie aufbauen, das heißt, die Kartoffeln werden zum Teil bereits kochfertig von uns geliefert. Die Frauen in unserer LPG werden dafür bereits geschult. Insgesamt ist das eine Aufgabe, die die Möglichkeiten einer einzelnen Genossenschaft übersteigt. Ja, sie erfordert sogar die Zusammenarbeit mit anderen Kooperationen. Wir müssen ja dann auch einige Produktionszweige abgeben. Natürlich mußten wir die Vorteile der Kooperation erst allen Mitgliedern erklären. Es gab eine ganze Menge Fragen. Zum Beispiel: Können wir das gegenwärtige Ertragsniveau halten? Haben alle Mitglieder noch Arbeit, wenn mehr Technik kommt? Ist die Produktion auf 5 555 Hektar noch überschaubar? Müssen wir bei einer gemeinsamen Pflanzenproduktion ins nächste Dorf zur Arbeit?

Für viele Dinge mußten wir erst die beste Lösung finden. Woher kommt das Futter? Wie sollen die Brigaden eingeteilt werden? Wie wird die Vergütung geregelt, da ja nicht alle Genossenschaften genau den gleichen Entwicklungsstand hatten? Das ist oft sehr kompliziert und läßt sich nicht in einer Stunde erklären. Wir haben ja sogar eine ganze Fernsehserie darüber gemacht. Wichtig ist: Die Genossenschaften haben ihre Selbständigkeit behalten. Das entspricht den Aufgaben und auch dem Stand des Bewußtseins unserer Mitglieder. Und vor allem: Wir haben immer in den Grundorganisationen unserer Partei mit der Klärung begonnen.

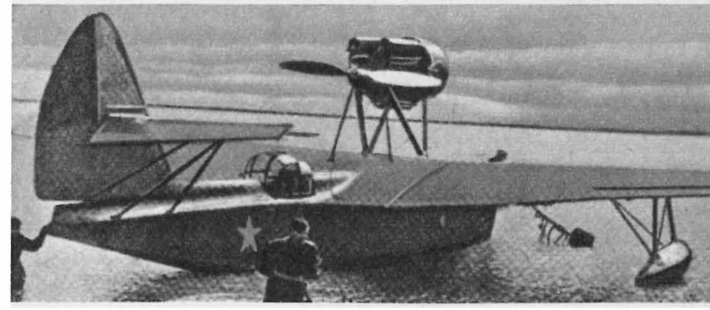
Eines Tages, wenn das Kind, zu dessen Namensgebung ich gesprochen habe, aus der Schule kommt, wird aus der Kooperation schon ein einziger Betrieb geworden sein. Davon bin ich überzeugt. Das erkennt man schon, wenn man ins ‚Kapital' von Marx schaut."

Das erste Mal hatten wir den Genossen Pietzsch im LPG-Büro getroffen. Dort sagte er zum Vorsitzenden, daß Genosse X (den Namen haben wir vergessen) gefragt hatte, ob man ihm die Ausgewählten Werke von Marx und Engels leihen könne. „Natürlich kann er die haben, aber eigentlich könnte er sie sich auch selber kaufen. Wir haben sie ja auch im Bücherschrank."

Ja, da hatten wir uns gedacht, mit dem Genossen General nach Großengottern zu fahren. Aber der war ja bereits da. In den Bücherschränken und vor allem in der tagtäglichen Praxis. *– th*



ARMEE-RUNDSCHAU 11/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

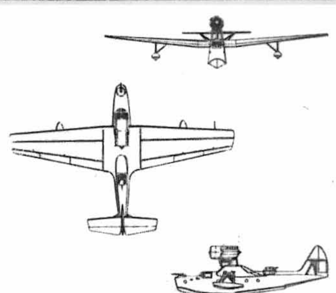


Berijew Be-2/1931 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	18,90 m
Länge	13,50 m
Höhe	4,50 m
Leermasse	2 100 kg
Startmasse	3 500 kg
Höchstgeschwindigkeit	285 km/h
Reisegeschwindigkeit	225 km/h
Gipfelhöhe	6 600 m
Reichweite	1 450 km
Triebwerk	12-Zyl.-Reihenmotor AM 34,860 PS
Bewaffnung	2 bis 4 MG in Gefechtsständen, 600 kg Abwurfmittel
Besatzung	3···4 Mann

Die Be-2 (MBR-2) und ihre Weiterentwicklung Be-2bis wurden noch 1942 gebaut und während des Krieges vor allem als Aufklärungs- und Transportflugzeug eingesetzt. Die Zivilversion MP-1 für acht Passagiere stellte mehrere internationale Klassenrekorde auf.



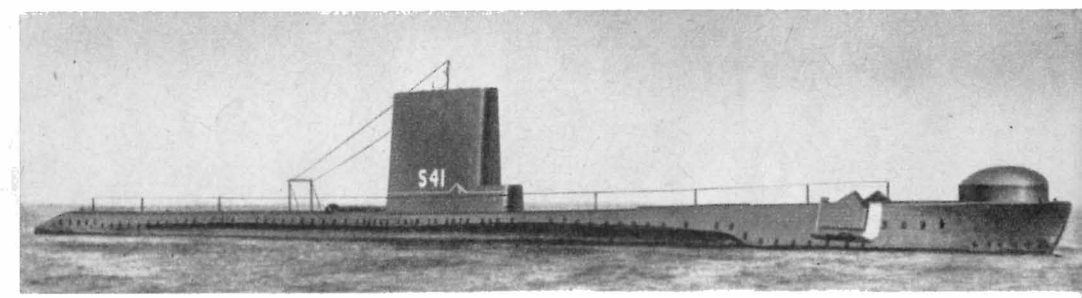
ARMEE-RUNDSCHAU 11/1970 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

U-Boot Typ A (England)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdräng. (Typ) üb. W.	1 120 ts
Höchstverdräng. üb. W.	1 385 ts
unt. W.	1 620 ts
Länge	86 m
Breite	8,1 m
Tiefgang	3,7 m
Höchstgeschwindigkeit üb. W.	18 kn
unt. W.	15 kn
Fahrstrecke bei 10 kn	12 000 sm
Tauchtiefe	um 130 m
Antrieb	8-Zyl.-Diesel, 4 300 PS; E-Motore, 2900PS; 2 Schrauben
Bewaffnung	6× TR 533 mm (4 Bug, 2 Heck), 22 Grundminen, elektron. Ausrüstung, Hydrostation
Besatzung	60 Mann

Die Boote des Typs A wurden von 1945 bis 1948 in Dienst gestellt und 1955 bis 1960 modernisiert. Der Turm wurde erneuert und bei einigen Booten ein 100-mm-Geschütz hineingebaut. Die Anzahl der Torpedorohre ist von 10 auf 6 reduziert worden. Die Unterwassergeschwindigkeit ist für gegenwärtige Verhältnisse zu gering.





Kampfpanzer ST-B (Japan)

Taktisch-technische Daten:

Masse	38 t
Länge	6 600 mm
Breite	3 200 mm
Höhe	2 200 mm
Geschwindigkeit	60 ··· 70 km/h
Bodenfreiheit	400 mm
Uberschreitfähigkeit	2 500 mm
Steigfähigkeit	60 %
Motor	luftgek. Diesel, 750 PS
Bewaffnung	105-mm-Kanone, Vickers-Armstrong; 1 Fla-MG 12,7 mm; 1 MG 7,7 mm; elektrohydr. Richtanlage
Besatzung	4 Mann

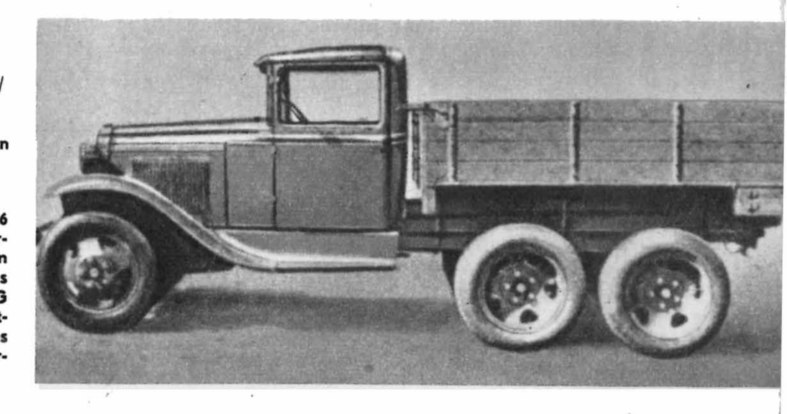
Nach fünfjähriger Entwicklungszeit stehen die Prototypen dieses „rein" japanischen Panzers nun in Erprobung. Die Kanone ist übernommen worden, alles andere wurde vom Mitsubishi-Konzern entwickelt. Die erste Serie von 200 Stück soll 1972 der Truppe zugeführt werden.

LKW GAZ-AAA (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	2 475 kg
Länge	5 335 mm
Breite	2 040 mm
Höhe	1 970 mm
Radstand	3 200 (940) mm
Nutzlast	1 500 kp
Höchstgeschwindigk.	65 km/h
Motor	4-Zyl.-Otto GAZ-M1/ Reihe; Hubraum 3 280 cm³
Leistung	50 PS bei 2 500 U/min
Antriebsformel	6 × 4
Bereifung	6.50-20

Dieser LKW war neben dem ZIZ-6 ein weit verbreitetes Transportfahrzeug der Roten Armee in den Jahren von 1933 bis 1945. Eine Version des Fahrzeuges war mit einem Fla-MG 7,62 mm Vierling zur Truppenluftabwehr eingesetzt. Ferner wurde es als Basisfahrzeug für den Panzerwagen BA-10 verwendet.





Fortsetzung von Seite 54

Aber wie der Adjutant Willichs die Höhe wieder hinaufklettert, wobei ihm die Schüsse merkwürdig verändert vorkommen, begegnen ihm schon auf der Mitte des Abhanges Sperling und der Rest der Gruppe, die eiligst herunterlaufen. Es habe keinen Sinn mehr gehabt, weiter die Höhe zu halten, erklärt Held Sperling. Um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, habe er befohlen, die Stellung zu räumen. Mit Mühe verbirgt der Adjutant seine Wut. „Sie haben mir versprochen, die Stellung zu halten." Sperling zuckt mit den Achseln, er hat wieder den Säbel in der Hand. Aber da werden doch oben immer noch vereinzelte Schüsse abgefeuert, in nächster Nähe! Der Adjutant klettert den Berg hinauf, zwei beherzte Arbeiter folgen ihm. Oben sehen sie sich vorsichtig um. Die Preußen haben sich bereits bis zur Mitte des Feldes vorgepirscht und schießen aus liegender Stellung, was die Rohre nur hergeben. Hinter dem alten rissigen Baumstamm kniet Hanne als einziger Mann der Abteilung, lädt sein Gewehr und schießt. Er hat Sperlings Rückzug gedeckt, als einziger Mann hält er die Preußen auf. Während die zwei Arbeiter sein Feuer unterstützen, springt der Adjutant zu dem rissigen Baumstamm hinüber, um Hanne aufzufangen, der gerade getroffen zurückstürzt. Er winkt den anderen. Sie tragen im Kugelregen den verwundeten Hanne hinunter. „Ich wollte die Stellung halten", sagt Hanne verlegen lächelnd. „Jetzt stand doch auf einer Kugel mein Name."

Bis sie mit dem Verwundeten unten angelangt sind und die Preußen von der Höhe aus anfangen, die Straße zu beschießen, ist Hanne tot. Die Operation „Wegbiegung" ist gescheitert. Willich befiehlt den Rückzug. Sie haben zwei tapfere Männer verloren, Bell und Hanne. Zum Glück schießen die Preußen schlecht, sie haben es nicht eilig, dem Freikorps zu folgen. Mit dem toten Hanne auf dem Wägelchen marschiert das Freikorps zurück. Wir werden euch im Herzen des Volkes ein Denkmal setzen, denkt der Mann aus Köln, dem Trauer die Kehle zuschnürt.

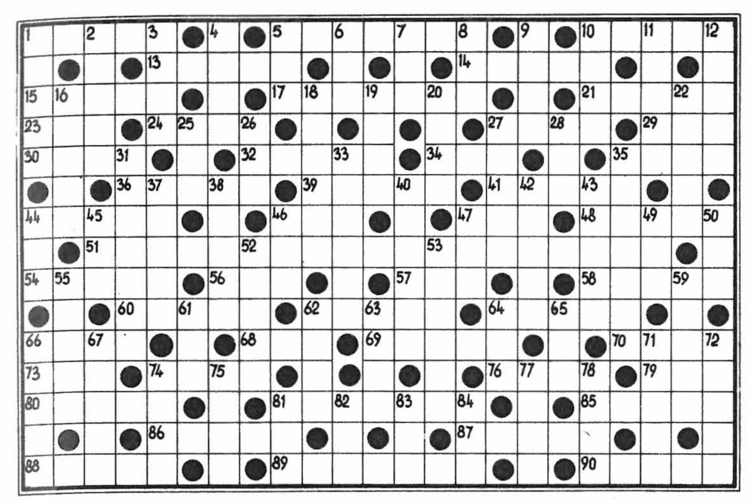
Da merkt er plötzlich, nach einigen hundert Metern, daß der Sperling verschwunden ist. Er meldet es Willich. Aber sie haben keine Zeit, Sperling zu suchen. Sie ziehen sich zurück.

Zurück in Richtung Karlsruhe. Zurück zum Rheinübergang bei Knielingen. Vorsichtig, in großem Abstand, folgen ihnen die Preußen, die glauben, einen gefährlichen Gegner vor sich zu haben. Sie wissen nicht, daß sie es nur mit der Nachhut der fliehenden 6000 Freischärler zu tun haben, mit einem kleinen Korps, das ab und zu stehen bleibt, ihnen Gefechte liefert, sie aufhält und sich mit verhältnismäßig geringfügigen Verlusten weiter zurückzieht, während Dutzende von preußischen Söldnern auf dem Kampffeld bleiben. Sie wissen nicht, daß diejenigen unter den Freischärlern, die durch ihre Beziehungen zu Brentano und anderen führenden Persönlichkeiten des Aufstandes Offiziersposten ergatterten, bereits wie Brentano an Verhandlungen mit den Preußen denken, denn sie haben mehr zu verlieren als die Arbeiter und Kommunisten der Revolutionsarmee. Die Bereitschaft, „für die Republik zu sterben", wie es in dem Lied der 49er Freischärler heißt, verteilt sich gemäß Besitz und Klassenzugehörigkeit in der verschiedensten Weise. Solche Kompanieführer wie Schimmelpfennig und Sperling verschwinden aus Willichs Freikorps und tauchen säbelrasselnd und Phrasen schwingend in den von brentanoschen Pseudo-Generälen geführten vorderen Abteilungen des Rückzuges auf; sie lassen sich kein Frühstück und keinen pfälzischen Weinkeller entgehen und sind nach 14 Tagen die Ersten auf Schweizer Boden, während der Kartätschenprinz[1] an allen Arbeitern, Bauern, kleinen Leuten, die ehrlich kämpfen und in seine Hände fallen, blutige Rache nimmt. Kleinbürgerliche Führer und Unterführer verraten den Aufstand, durch Verrat fällt auch die aufständische Festung Rastatt südwestlich von Karlsruhe; an den Wällen dieser Festung werden durch standrechtliche Erschießung und in den Kasematten der Festung durch Hunger und Seuchen Hunderte von gefangenen Arbeitern umgebracht.

Diese bürgerliche Revolution unterliegt. Aber in ihr zeichnet sich bereits die große Konfrontation der Klassen des Kapitals und des Proletariats ab. Jener tapfere Redakteur und Adjutant Willichs wird Jahre später den Arbeitern der ganzen Welt das militärtheoretische Rüstzeug in die Hand geben, um künftige Revolutionen siegreich zu beenden. Sein Name lautet: Friedrich Engels.

---

[1] Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser (1871), erhielt damals diesen Namen für die Grausamkeit, mit der er die Reichsverfassungskampagne niederschlug.



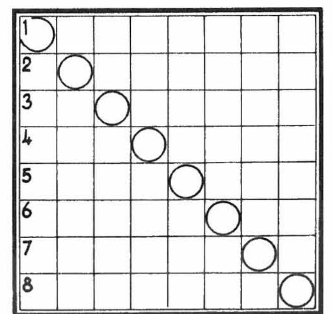
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. chemisches Element, 5. Sowjetrepublik, 10. Brettspiel, 13. Gestalt aus der Oper „Die Entführung aus dem Serail", 14. deutscher Dichter (1797–1856), 15. die Zeit von Mittag zu Mittag, 17. belgisches Nordseebad, 21. Südfrucht, 23. Windschatten, 24. nordfranzösische Industriestadt, 27. Teilbetrag, 29. japanische Münze, 30. Nebenfluß der Donau, 32. Einbringung der Frucht, 34. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 35. Rückstand, Überbleibsel, 36. Trinkgefäß, 39. Amtstracht, 41. Trockengestell, 44. Sternbild, 46. Papageienart, 47. schlangenförmiger Fisch, 48. zu den Rundmäulern gehörender Fisch, 51. Flugzielgeschoß, 54. Stadt an der Bode, 56. Höhenrücken bei Braunschweig, 57. Senkblei, 58. Stadt im Staate Uttar Pradesch (Indische Union), 60. Bezeichnung für eine amerikanische Zehn-Dollar-Goldmünze, 62. Hausvorbau, 64. Großmarkt, 66. Stadt in Algerien, 68. Vertiefung, 69. Nebenfluß des Váh (ČSSR), 70. Schiffsseil, 73. Abschnitt eines Bühnenwerkes, 74. Gliedstaat eines Bundesstaates, 76. englisches Längenmaß, 79. weiblicher Vorname, 80. Wortteil, 81. Teil einer Funkanlage, 85. orientalischer Markt, 86. Teil des Besens, 87. deutscher Komponist (1916 gest.), 88. Ei der Laus, 89. Hauptort des nordwestschweizerischen Halbkantons Basel-Land, 90. die Vogelwelt eines Gebietes.

Senkrecht: 1. Riemenwerk der Zugtiere, 2. Lichtung, lichte Weite, 3. Schriftsteller der DDR, 4. Vorzeichen, 5. Kurzbezeichnung für Vereinte Nationen, 6. Tip, Hinweis, 7. Nebenfluß der Donau, 8. Lebensbund, 9. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 10. Backmittel, 11. nicht laut, 12. Spion, 16. Stimmlage, 18. spanisch: Frau, 19. Hirschtier, 20. Münzen von geringem Wert, 22. Gebärde, Handbewegung, 25. Gefrorenes, 26. Gewässer, 27. Funkmeßgerät, 28. Einfahrt, 31. Bergwerksgang, 33. Rennpferd, 35. Rentner, 37. Stadt in der Volksrepublik Rumänien, 38. Teil mancher Schiffe, 40. Hahnenfußgewächs, 42. Angehöriger eines Nomadenvolks, 43. kleine Insel im Greifswalder Bodden, 44. feierliches Gedicht, 45. Stadt in Nigeria, 46. Körperteil, 47. Gattung, Sorte, 49. germanischer Wurfspieß, 50. Farbe, 52. Not, 53. norweg. Hafenstadt, 55. russisch-sowjetischer Dichter von Weltruf, 59. Kampfplatz, 61. Gebietsteil der Indischen Union, 62. Hochschulstadt in England, 63. Beinteil, 64. Zeichen, 65. Nebenfluß der Wisla, 66. Wasserstellen in der Wüste, 67. Kartenwerk, 71. Schwermetall, 72. europäische Hauptstadt, 74. Weinernte, 75. Habsucht, 77. weiblicher Vorname, 78. Fluß in Spanien, 81. das Universum, 82. Getränk, 83. Vertiefung, 84. Passionsspielort in Oberammergau.

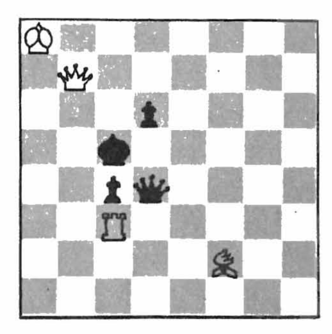
FÜLLRÄTSEL

Die zu suchenden Wörter sind waagerecht in die Figur einzusetzen. 1. ein Satz zusammengehöriger Gegenstände, 2. Reisegesellschaft in der Wüste, 3. männlicher Vorname, 4. französischer Schriftsteller (Rot und Schwarz), 5. Mitglied einer organisierten Volkskampfbewegung, 6. Motorboot, 7. negativ geladenes Elementarteilchen, 8. Republik in Nordafrika.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Kreisfelder – von links oben nach rechts unten gelesen – die Bezeichnung für einen Truppenstandort.





SCHACH



Matt in 3 Zügen (Großer-Grasemann)

Auflösungen aus Nr. 10

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Kartusche, 6. Haubitzen, 11. Altar, 13. Eton, 16. Leuna, 17. Cape, 19. Lido, 21. Riege, 23. Spa, 25. Ilse, 27. Ruth, 28. Ara, 30. Iris, 31. Camp, 32. Ren, 33. Nis, 34. Talg, 35. Eile, 37. Tat, 39. TOTO, 41. Lied, 43. Ire, 45. Leser, 47. Lamm, 50. Fond, 52. Liane, 54. Teer, 56. Anina, 57. Hauptmann, 58. Elektrode. – **Senkrecht:** 1. Keil, 2. Ried, 3. Udo, 4. Hale, 5. elegant, 6. Han, 7. Aras, 8. Ida, 9. Ziel, 10. Note, 12. Tuer, 14. Torpedo, 15. NRT, 17. car, 18. Pistole, 20. Inari, 22. Ihrer, 24. Piste, 26. Salem, 29. Antenne, 36. Lid, 38. Alai, 40. Ort, 41. Lech, 42. Efeu, 44. Elan, 46. Seal, 48. Arno, 49. Mode, 51. Not, 53. Inn, 55. est.

WÖRTER IN KREISEN: 1. Blase, 2. Alane, 3. Tenne, 4. Tenor, 5. Roete, 6. Trage, 7. Gaden, 8. Ebene, 9. Bebra, 10. Araba, 11. Karre, 12. Brake, 13. Arena, 14. Anita, 15. Satte. – Banner der Arbeit

SCHACH: 1. b4! droht 2. b3 3. Lb2 matt und erzwingt die Entfesselung des S, der wiederum den sL entfesselt: 1. . . . e4 2. Sc1 und 1. . . . f5 2. Se1 usw.

**Sie brauchen keine An- und Ablegestellen;
sie sind zu Lande und zu Wasser gleichermaßen beweglich;
sie preschen mit voller Last aus der Deckung zum Wasserhindernis
und überwinden es mit höchster Geschwindigkeit.
Sie zählen zur modernsten Pioniertechnik –
die geländegängigen und schwimmfähigen Landeübersetzmittel – die**

Amphibienfahrzeuge

Das Forcieren von Wasserhindernissen war schon immer eine der Hauptaufgaben der Pioniertruppen. Kähne, Flöße, Boote, Wagenfähren und Schnellstege sind seit eh und je dazu benutzt worden, Mannschaften und Material trocken und schnell übers Wasser zu transportieren. Allerdings geschah das, nach heutigen Begriffen gemessen, in recht bescheidenem Maße. Und dennoch sind Kahn und Steg nicht einfach abgetan oder gar verbannt worden, sondern existieren weiter als behelfsmäßige Übersetzmittel neben den modernen technischen Geräten.

Die Manöver der sozialistischen Armeen in der letzten Zeit unterstrichen deutlich die Bedeu-





Im Wasser und auf dem Lande zuhause: der Schwimmwagen PTS-M. Er ist der Nachfolger des K 61. Seine hervorragende Geländegängigkeit und hohe Tragfähigkeit machen ihn zu einem unentbehrlichen modernen Pioniergerät.



Gleiskettenfähre der Sowjetarmee beim Übersetzen von Panzern.



Die erste Generation der Schwimmwagen. Von oben nach unten: Schwimmfähiger Kübelwagen P 2 S. Das Fahrzeug wurde hauptsächlich zur Aufklärung von Wasserhindernissen eingesetzt. Dreiachsiger Schwimmwagen BAW, ein Landeübersetzmittel der 50er Jahre. Neben dem PTS erfüllt nach wie vor der K 61 seine Aufgaben an den Landeübersetzstellen. Das robuste Fahrzeug hat sich in vielen Manövern bewährt.





tung der Landeübersetzmittel der jüngsten Generation für die zügigen Gefechtshandlungen der Truppen. Das ergibt sich vor allem aus den geografischen Gegebenheiten des mitteleuropäischen Raumes, wo durchschnittlich alle 30 bis 35 km schmale und mittlere Flüsse mit z. T. steilen oder versumpften Ufern zu überwinden sind.

Dieses dichte Wasserstraßennetz erfordert, daß die Pioniertruppen mit entsprechender Technik – Übersetz- und Brückenbaugeräten – ausgerüstet sind.

Unsere NVA verfügt über moderne strukturmäßige Übersetzmittel. Dazu gehören die persönlichen und Landeübersetzmittel sowie die Pontonparks. Die Landeübersetzmittel unterteilt man in kleine und große Schlauchboote, Sturmboote, Schwimmwagen und selbstfahrende Gleiskettenfähren.

Die technische Entwicklung der Landeübersetzmittel ist eng mit dem stetig zunehmenden Motorisierungsgrad der Landstreitkräfte verknüpft. Insbesondere die Artillerie, die Kfz.- und Panzertechnik und deren konzentrierter Einsatz bei Gefechtshandlungen erschwerten immer mehr das gewaltsame Überwinden von Wasserhindernissen. Daher beschäftigten sich die Konstrukteure aller hochindustrialisierten Länder während des und besonders nach dem zweiten Weltkrieg damit, schwimmfähige und selbstfahrende Kampftechnik auf der Grundlage vorhandener Standards zu schaffen. Im Ergebnis dieser Bemühungen entstanden u. a. die Modifikationen der Schwimmwagen.

Wie in vielen Bereichen der Militärtechnik verstanden es auch hier die sowjetischen Konstrukteure, die Entwicklungstendenz rechtzeitig zu erkennen und hervorragende Geräte zu konstruieren. Die Pioniertruppen der Sowjetarmee verfügten als erste über eine größere Anzahl von Schwimmwagen einheitlichen Typs, mit denen sie das Forcieren von Wasserhindernissen auf breiter Front und aus der Bewegung heraus sicherstellen konnten.

Zur ersten Generation dieser selbstfahrenden Übersetzmittel gehören der kleine Schwimmwagen sowie die Schwimmwagen BAW und K 61. Der kleine Schwimmwagen wurde in erster Linie zur Aufklärung von Wasserhindernissen und als Führungsfahrzeug in den Ponton- und Schwimmwageneinheiten eingesetzt.

Mit dem mittleren Schwimmwagen BAW können 25 mot.Schützen mit voller Ausrüstung oder Räderfahrzeuge mit einer Gesamtmasse bis zu 3,0 t und auch Geschütze übergesetzt werden. Das geländegängige, allradgetriebene, dreiachsige Fahrzeug mit Schwimmkarosserie wurde mit einer Reifendruckregelanlage ausgerüstet. Damit kann der Reifenüberdruck während der Fahrt entsprechend den jeweiligen Gelände- oder Uferverhältnissen reguliert werden. Niedriger Reifenüberdruck (1 at) und die daraus resultierende große Auflage- und Angriffsfläche der Reifen ermöglichen, daß das Fahrzeug bei voller Belastung auch über morastiges oder sumpfiges Gelände fahren kann.

Auf dem Wasser wird der BAW durch einen am Heck angeordneten Schiffspropeller fortbewegt. Er erreicht eine Geschwindigkeit bis 10 km/h. Wenn auch dieser Schwimmwagen aus der heutigen Sicht nicht mehr zu den modernsten Übersetzmitteln zählt, so stellte er jedoch zu seiner Zeit ein Spitzenerzeugnis dar.

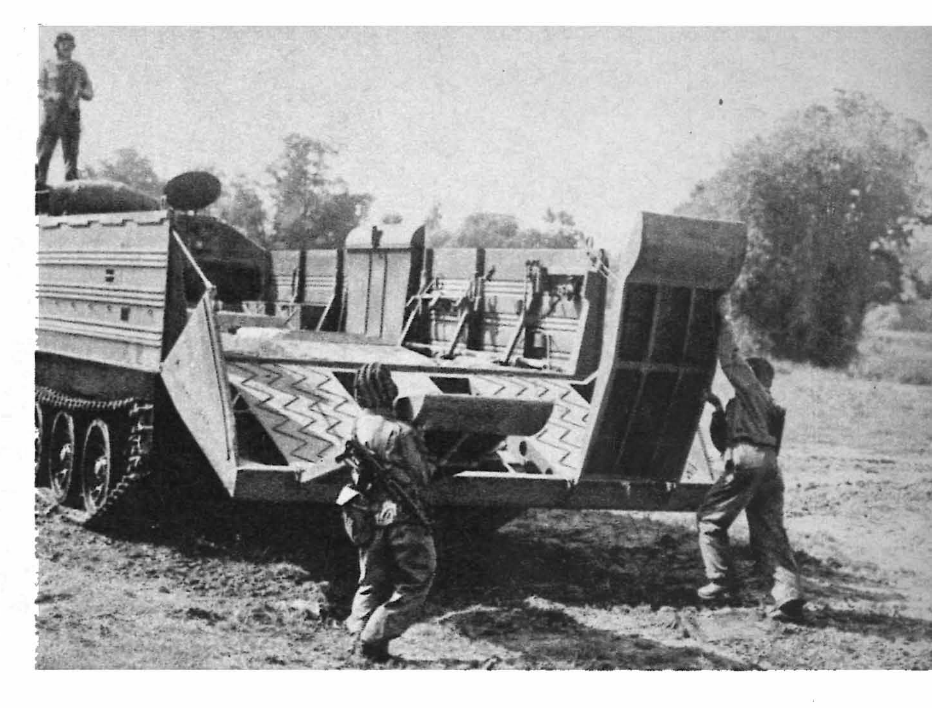
Der Schwimmwagen K 61 gehört zur Kategorie der schweren Übersetzmittel. Er hat Gleiskettenantrieb für die Landfahrt. Auf dem Wasser sorgen zwei Schiffspropeller für die Vorwärtsbewegung. Auch er erreicht bei Wasserfahrt eine Geschwindigkeit von 10 km/h. Trotz seiner hohen Eigenmasse von etwa 10,0 t kann er auf dem Wasser Lasten bis zu 5,0 t transportieren.

Der konstruktive Aufbau seiner Schwimmkarosserie wurde so konzipiert, daß er auch mittlere Transportfahrzeuge oder Kanonen, Haubitzen und Granatwerfer mit ihren Bedienungen übersetzen kann. Das Be- und Entladen der Kampfmittel und Kraftfahrzeuge erfolgt am oder in der Nähe des Ufers. Dazu wird die gleichzeitig als Rampe dienende Heckplatte herabgelassen. Mit Hilfe einer Seilwinde wird die Kampftechnik auf die Ladefläche gezogen und für das Übersetzen verzurrt.

Auch dieser Schwimmwagen gehört heute nicht mehr zu den modernsten Landeübersetzmitteln der sozialistischen Armeen. Wie alle herkömmlichen Waffen und technischen Kampfmittel unterlagen auch die Schwimmwagen der ersten Generation der ständigen technischen Vervollkommnung.

Den Forderungen der technischen Revolution im Militärwesen entsprechend und getreu der Weisung Lenins „... der Roten Armee die besten Waffen, damit sie dem Druck der bis an die Zähne bewaffneten Imperialisten standhalten kann ...", entwickelten die sowjetischen Konstrukteure neue, leistungsfähigere Übersetzmittel, die das Profil der 70er Jahre in dieser Gattung bestimmen. Zu ihnen gehören unter anderem auch die modernen Gleiskettenfähren und der Schwimmwagen PTS-M. Die modernen, manövrier- und leistungsfähigen Gleiskettenfähren können Panzer und andere Kampftechnik über jedes Wasserhindernis übersetzen.

Beurteilt man den PTS-M-Schwimmwagen nach seinem konstruktiven Aufbau, so gehört er in die Kategorie der nichtgepanzerten Vollkettenfahrzeuge. Mit ihm können Ketten- und Räderfahrzeuge mit einer hohen Gesamtmasse oder eine große Anzahl vollausgerüsteter mot. Schützen übergesetzt werden. Beachtet man dabei noch seine Ausmaße und seine Fahrgeschwindigkeit auf dem Wasser, so wird deutlich, daß dieser Schwimmwagen mit leistungsstarken An-



Nachdem die Last entladen ist, werden die Auffahrtrampen mit der Heckklappe wieder in ihre Ausgangslage gebracht.



triebsanlagen ausgestattet ist. Eine Spezialausrüstung ermöglicht den Einsatz des PTS-M auf See und zum Verwundetentransport.

Am Beispiel dieses Amphibienfahrzeuges zeigt sich, daß die sowjetischen Militärkonstrukteure nach den jahrelangen Erfahrungen mit dem K 61 einen hervorragenden Schwimmwagen mit Kettenfahrwerk entwickelt haben. Seine besonderen Merkmale sind: Kernwaffenschutzanlage, Infrarotscheinwerfer, Funk- und Bordsprechanlage, hohe Manövrierfähigkeit zu Wasser und auf dem Land, hohe Tragfähigkeit sowie einfache Bedienung.

Diese konstruktiven Merkmale und Eigenschaften des PTS-M machten bereits vor einiger Zeit, nachdem er seine Vorstellung beim Manöver „Dnepr“ gegeben hatte, Schlagzeilen in den einschlägigen militärischen Fachzeitschriften der NATO. Das ist nicht verwunderlich, denn die imperialistischen Armeen haben diesem Schwimmwagen nichts gleichwertiges entgegenzusetzen. Auch auf diesem Gebiet sind die sowjetischen Militärkonstrukteure denen der NATO um eine ganze Entwicklungsetappe voraus.

Oberstleutnant E. Allmendinger



Ein „Ural“ wird verladen. Die Heckplatte des Schwimmwagens dient in abklappbarem Zustand als Auffahrt.
Der LKW erklimmt die Ladefläche des PTS, wird dort verzurrt . . .
und die Wasserfahrt kann beginnen. In wenigen Minuten wird er am gegenüberliegenden Ufer seine Landfahrt fortsetzen.



HEFT 11
NOVEMBER 1970
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/87 · Gestaltung: Horst Scheffler

DAMW

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. 9. 1970

Fotos: Uhlenhut (9) Titel, S. 36, 37, 79, 80, 81; Gebauer/Uhlenhut (8) S. 4, 5, 6, 7, 8, 9; Gebauer (11) S. 3, 88, 89, 90, 91, 92, 93, Rücktitel; Bersch (1) S. 2; Rossler (1) S. 16; DEFA/Damm (1) S. 23; ZB (12) S. 25, 27, 28, 29, 60. 61, 74, 76, 78, 90; Archiv (9) S. 26, 30, 31, 84, 85; Klöppel (3) S. 32, 34, 35; Kubisch (5) S. 44, 45, 46, 47; Schwarz (1) S. 48, 49; MBD/Fröbus (7) S. 55, 56, 57, 58, 59; Köppe (1) S. 69; Schultz (6) S. 69, 70, 71; Zernicke (2) S. 70, 71; Barkowsky (1) S. 83; Allmendinger (1) S. 90; MBD/Walzel (1) S. 62, 63.

Eigentlich wollte sie Geschichte studieren, um über dieses Studium zu ihrem Lieblingsfach zu kommen: der Archäologie. Geweckt hatten diese Begeisterung ihre Lehrerin und ihre an Altertümern reiche Heimatstadt Sofia. Nach dem Abitur lagen Ani Spasowas Bewerbungen bereit. Es waren zwei, nach dem Motto, sicher ist sicher. Die Zweite war wirklich nur Ersatz, weil Anis Freundin von diesem Beruf träumte, sich darauf vorbereitete und vielleicht ein wenig aus Angst die andere überredete: komm doch mit! Als die Nachricht kam, für Geschichte sei kein Studienplatz mehr frei, mußte sie es sogar, und das auch noch heimlich, denn ihre Eltern hätten alles erlaubt, nur keine Theaterlaufbahn. Erst als die Prüfung abgeschlossen, die Freundin durchgefallen und Ani mit Glanz aufgenommen war, erfuhren sie, daß ihre Toch-

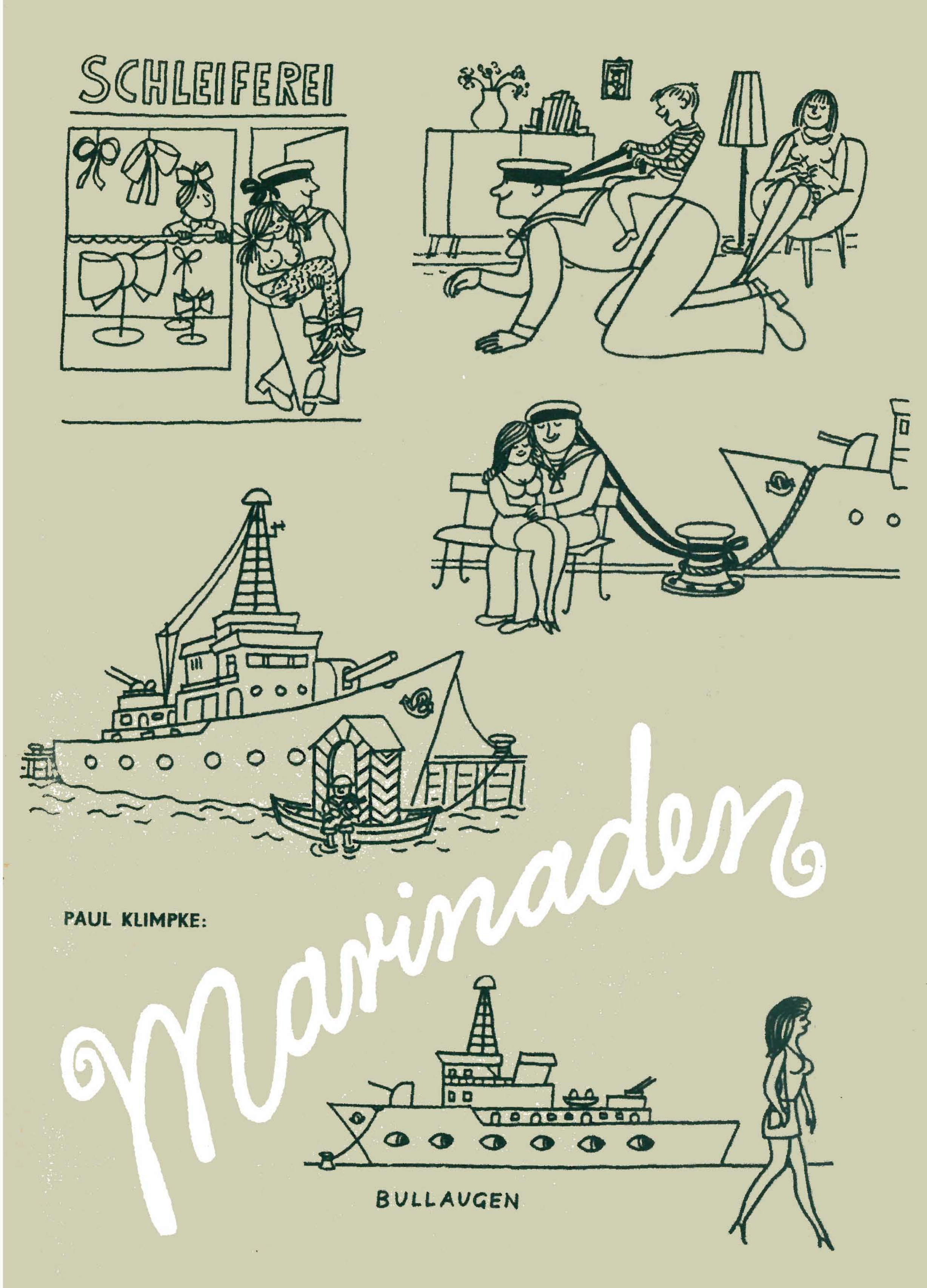


Ani Spasowa



ter mitten im Schauspielstudium steckt. Das war vor fünf Jahren. Heute sind sie ausgesöhnt. Obwohl Ani erst im zweiten Jahr ihrer Anfängerpraxis steht, bekam sie neben ihrem Engagement in Russe, der viertgrößten Stadt ihres Landes, bereits beachtliche Aufgaben beim Film und Fernsehen. Ihr letzter Film, „Die Altarwand", brachte sie in die DDR, um zum 25. Jubiläumstag der Volksrepublik Bulgarien mit einer Delegation die Premieren in den Bezirken Potsdam, Dresden, Schwerin und Frankfurt zu begleiten. Die erste Bekanntschaft mit unserer Republik machte Ani vor einem Jahr bei Dreharbeiten des Bulgarischen Fernsehens in Erfurt, einer Stadt, deren alte Bauwerke sie begeisterten. Zu den Eindrücken dieses Jahres zählen Sanssouci, das Pergamon-Museum, die Gemäldegalerie in Dresden und ein Filmabend in Basdorf mit vielen NVA-Angehörigen. Ich hatte das Gefühl, den großen Feiertag meines Landes mitten in der Heimat zu erleben, sagte Ani und wünscht, durch eine Gemeinschaftsproduktion einmal länger bei uns bleiben zu können. Außerdem hofft sie, an ein Theater in Sofia zu kommen. In Sofia warten neben ihrer Familie auch das Klavier, ihre zwei schwarzweißen Katzen und eine Stadt voller Leben und künstlerischer Möglichkeiten.

Helga Heine



PAUL KLIMPKE:

Marinaden

31036

